

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Der Dümme von da hinten 'rum.

Eine Schwarzwaldgeschichte von A. Supper.



ie eine sorgsam mit dem Schermesser rasirte Platte in der Mitte eines riesigen borstigen Hauptes,

so sah die fast kreisrunde Ode auf der Höhe des bewaldeten Berges im Schwarzwald aus.

Kartoffeläcker, ein Streifen Flach- und Dinkelfeld, etliche mit Weißtraut und Rüben bespflanzte, mit Dornen eingegegte Stücke — das war die ganze Landwirtschaft da oben. Der größte Teil der Hochebene war von Heideltraut, bräunlichem, dürrigem Gras, flechtenumponnenen Steinen und niedrigen Binsen überjät und überwuchert. Debes, unfruchtbares Gelände für die Menschen, ein Land, wo Milch und Honig fließt aber für die emsigen Waldbienen, für schillernde Käfer, kurzlebige Schmetterlinge und raselose Ameisen.

„Auf der Ode“ hießen die Menschen das Gebiet dort oben. Wie das krabbelnde und schwirrende Tiervolk es nannte, weiß niemand zu sagen. Ist auch Gewohnheit geworden auf Erden, nach keinem andern denn Menschenurteil zu fragen.

Rings an den Hängen des Berges rauschten die Tannen. Ihre geraden, dunklen Wipfel waren die borstigen Haare, die die geschorene Platte umstanden. Zum Teil waren es alte, schöne Bestände mit schlanken, gepflegten Stämmen, zwischen denen Sonnen- und Mondenlicht herniederrieseln konnte bis auf den weichen, grünen Grund, wo die Heidelbeeren wuchsen und die stolzen Moose, die sich trugen wie Balmen im Morgenland und sich selbst und das Fleckchen, auf dem sie standen, für den einzigen wirklichen Urwald auf Gottes Erdboden hielten.

Gegen Norden und Osten aber herrschten kümmerliche Forchten vor, die oft weit auseinander wie die

Einsiedler oder wie zänkische Menschen im dichten Unterholz standen. War nicht viel Staat zu machen mit diesen Seiten des Berges und Waldes. Es war wie ein lichtgewordener, verdorbener Haarwuchs.

Häher, Habicht und Bussard zogen hoch oben ihre Kreise oder huschten schreiend durchs Buschwerk, und wenn die Nacht sank, dann schrie auf einer der brüchigen Forchten der Kauz, daß die kleinen Vögel in ihren Nestern zusammensuhren im Schlaf und vielleicht vom Sterben träumten. Denn der Schrei des Nachtvogels deutet aufs Sterben.

Vielleicht aber fragten die kleinen Vögel am Waldhang nichts nach solch menschlichen Ansichten. Möglicherweise lachten sie, wenn der Kauz schrie und dachten: wie dumm ist doch ein Kerl, der Beute erschaffen will, und dazu schreit, daß alles aus dem Weg läuft!

Mitten unter den paar Aekern auf der Höhe stand ein Haus. Und neben dem Haus, fast als müßte sie sich anlehnen, eine niedrige Scheune. Hinter der Scheune wieder war etwas angeflückt, das für einen Backofen gelten konnte. Alle diese Gebäulichkeiten zusammen hießen „der Odhof“.

Das mehr breite als hohe Dach des Hauses war auf der Wind- und Wetterseite mit Ziegeln gedeckt. Gegen die Scheune hin mußten Schindeln und Stroh genügen. Die ungeschliffenen Mauern aus Feldsteinen trugen einen gelblichen Bewurf, den schwerlich ein Künstler von Fach angebracht hatte, und die zahlreichen Fenster waren so niedrig, daß sicher nicht allzuviel Luft in die inneren Gänge dringen konnte, auch wenn sie sperrangelweit offen standen.

Mit dem Odhof war es ein eigen Ding. Ein graubärtiger Herr aus Stuttgart, der mit Hammer und Karte, mit Stift und Maßstab und anderem Gerät auf der Ode herumhantierte, hatte von einem römischen Kastell gesprochen, das in unvordentlichen Zeiten da oben sollte gestanden sein. Einen der grauen Steine am Main hatte er mit dem Fuß weggestoßen und sinnend gemeint, da sei vielleicht schon eine Römersohle drüber geschritten. Hans Adam, der Bauer vom Odhof, stand dazumal daneben. Als der Herr den Rücken wendete, rückte der Bauer den Stein wieder an den alten Platz, denn er sah, wie eine Unmenge krabbelnder Tierlein sich qualvoll in der plötzlich hereingebrochenen Sonnenhitze wand. „Die Römer, die sind längst zu Staub geworden“, dachte der schlichte Mann, „die kümmern mich nicht, aber das kriechende Zeug da unten, das soll nicht unnötig leiden.“

Dann wieder hieß es, der Odhof sei eine Räuberherberge gewesen, auch schon in unvordentlichen Zeiten, ehe es eine Eisenbahn gab im Schwarzwald, und noch mancher Wanderer, um die weiten Bogen der Talstraße abzuschneiden, über die Höhe flog.

Von der Räuberzeit her liege ein Fluch auf der Ode, also daß über kümmerliches Lebensrisiken hinaus da oben nichts zu erwarten sei.

Der Hans Adam hörte auch dieses Urteil über sein Heimwesen mit an. Aber tiefer als die Römer-

geschichte ging es ihm nicht; er lächelte nur und schüttelte den Kopf.

Und abermals in unvordenklichen Zeiten sollte der Odhof eine Art Jagdhaus gewesen sein, darin ein hoher Herr Wohnung nahm über die Zeit, wenn der Schnee unter den Tannen schmolz und die Auerhähne balzten. Der hohe Herr war dann später tiefer gestiegen, weil der volle Geldsack, auf dem er stand, in einem schönen Frühjahr mit dem Schnee geschmolzen war. Das Jagdhaus verwitterte, und die Auerhähne hatten ihre Ruhe, bis ein anderer kam.

Dem Hans Adam gefiel auch diese Auslegung nicht.

Für ihn stand es fest, daß auf dem Odhof sein Vater, und vor seinem Vater sein Großvater und zuvor sein Urgroßvater und so fort bis auf unser aller Vater Adam zurück immer seine direkten Vorfahren gelebt hatten. Und das steinerne Haus war da, seit der blaue Himmel oben darüber, der runde Berg darunter stand. Nur einmal am Dach und dann wieder an den Fenstern, am Kamin oder an den hölzernen Läden war geklickt worden, je nach Bedürfnis oder Stand der Finanzen. Das war dem Hans Adam so sicher wie das Evangelium. Vielleicht war es dieser Glaube, der in das Wesen des Bauern etwas so Stetes, Verlässliches und Ruhiges gelegt hatte. Das Einessein mit seiner Scholle, das Verwachsensein mit angestammtem Besitz ist wie eine feste Verankerung, die den Stürmen der Welt und des Lebens trotzt. Als Uradel vom Schwarzwald fühlte sich der Besitzer vom Odhof, wenn gleich nur zwei Geißen in seinem Stall meckerten und rings um das Haus kaum das knappe tägliche Brot wuchs.

Seines einsamen Lebens Gefährtin hatte sich der Bauer vom Fischerhof geholt. Dort, auf dem reichen Gut, eine Stunde vom Odhof hinter der nächsten Höhe, war die Bärbel Hausmagd seit zehn Jahren.

Ihr Herr, der „schwarze Fischer“, war voll Gift und Galle, als Hans Adam, der in strengen Arbeitszeiten auf dem Gut tagelohnte, um die erste Magd freite. Aber geholfen hatte es nicht. Die zwei fleißigen und stillen Menschen hielten zusammen wie die Kletten, und Herr Fischer mußte sich eine andere Hausmagd suchen, dieweil die Bärbel von dem reichen Hof mit den wohlgefüllten Ställen weg überfiedelte zu den zwei Geißen und dem stillen Hans Adam.

Der „schwarze Fischer“ vom Hof war ein armer Mann mit vollen Geldsäcken. Er hatte ein ruheloses Leben hinter sich schon dazumal, als er mit dem Oberstentitel und einer schönen Frau von Amerika heraus in die waldumschlossene Bergwelt kam. Und auf dem stattlichen Gut, dem er seinen Namen gab, fand der schwarzbärtige Mann erst recht keine Ruhe.

Die schöne Frau war eines Tages nicht mehr da. Zuerst sagte der Gutsherr gar nichts, später sagte er, sie sei gestorben. Das einzige Töchterlein, Kleopha, wuchs mütterlos und ohne das Andenken an eine Mutter daher. Die Gesindenot nahm kein Ende. Wohl fehlte es nie an Leuten auf dem Fischerhof. Aber dieweil die Rede ging, auf des schwarzen Fischers Geld sei kein Segen, wollte Knecht und Magd möglichst

viel vom Mammon des Herrn an sich bringen, um sich durch eigene Anschauung zu überzeugen, was es damit für eine Bewandnis habe. Nur die Bärbel, die „das Jungferle“ aufzog, die Kleopha, und in Haus und Küche schaltete, sie war ehlich und treu. Dafür hing sie ihr Herz an den Hans Adam und ging vom Hof, ehe das Kind ihres Herrn sie entbehren konnte.

Und dann kam das Schlimmste im Leben des schwarzen Fischers vom Hof.

Zehn Jahre war der Hans Adam mit der Bärbel verheiratet. Zehn Jahre hausten die zwei auf der Ode, und nur an den vierteljährlichen Märkten kamen sie herab in die ferne Stadt, und noch seltener sah man sie im nächsten Dorf, zu dem sie gehörten.

Einsichtige Leute, wie sie im Buche stehen. Sie kümmernten sich um niemand, und niemand fragte ihnen nach. Zuweilen nur sprach einer der Herren aus der Stadt bei ihnen vor, die die Jagd ringsum im Pacht hatten. Der trank dann wohl ein Glas Geißmilch, sah sich in der niederen Stube um, guckte in der dunklen Küche unter den verrauchten Kaminsoß, besah im Stall die Drudenfüße und Hengentreuze und trat dann wieder ins Freie mit einem tiefen Atemholen und der innerlichen Frage: Wie können diese Menschen nur da drinnen leben?

Und im harten Schwarzwaldwinter, wenn der Schnee fast zu den Fenstern hochginge, wenn der Bahnschlitten oft tagelang ausblieb, wenn am Waldsaum nächtelnd die Füchse bellten und breitstige Tannen unter der Schneelast krachten, daß es wie Gewehrfeuer knatterte, wenn die Sterne vor Kälte am Himmel zitterten und die Hasen vor lauter Hunger dort Wurzelbäume schlugen, wo sie im Sommer dem Hans Adam das Kraut zerfressen hatten, dann arbeitete sich höchstens ein Forstwächter oder ein Holzhafter durch den Schnee. Keuchend trat er wohl über die Schwelle des Odhofs, und den Wacholder- oder Vogelbeerschnaps, den ihm die Bärbel anbot, den brauchte er, dieweil ihm die Knie zitterten vom bösen Weg.

Aber die zehn Jahre her war es der Bärbel und dem Hans Adam trotz alledem niemals zu einsam gewesen.

Es ging etwas neben den zwei Leuten her, ein stiller, freudiger Gefährte, den nicht Sommerhitze noch Winter Schnee bis jetzt vom Odhof hatte vertreiben können.

Wenn die Bärbel im Sommer den Rechen führte, im Winter das Spinnrad trat — der Gefährte war da und lachte sie an. Wenn der Bauer die schwere Haue schwang oder den beweglichen Dreiflügel — immer half ihm etwas dabei und machte ihm die Arbeit leicht.

Aber nach zehn Jahren ward dieses Etwas immer schattenhafter, immer dünner und schwächer, und zuletzt war es weg für immer. Zehn Jahre hatten sie auf ein Kind gewartet und war keines gekommen. Im ersten Winter seiner Ehe schon hatte der Hans

Adam mit dem Schnitzmesser hantiert und mit tan-
 nenen Brettern. Eine Wiege wollte er machen —
 sam Ziwertreib. Sein Weib sah nicht gut dazu
 und schüttelte den Kopf. Sie hatte Recht behalten.
 Wenn es schon überall ein herbes Ding ist um eine
 Wiege ohne Kinder, für die zwei auf der Ode war es
 ein bitteres Herzeleid. Der Bauer sagte nichts. Aber
 mitten im Näbenjagen oder im Flachsverrupfen hielt
 er o t ein und starrte gegen die moosigen Römersteine
 hinüber und gegen den Waldjaum. Wie lange noch,
 und der Wind, der über die Höhe streicht, wird keinen
 Dohobauern mehr treffen da oben. Kein David
 oder Michael oder Hans Adam Blochmann wird mehr
 über die rauhen Äter den spärlichen Samen streuen,
 keiner vom alten Namen und Stamm wird mehr
 herrschen auf der Ode. Eine große stumme Trauer
 schiff dem Manne ans Herz, ein Gefühl, als sei sein
 arbeitsames, stilles Leben nutzlos und zwecklos ge-
 wesen, als sei überhaupt so vieles, wo nicht alles auf
 dieser Welt ohne Sinn.

Unfern vom Bergabhang inmitten der Heide stand
 eine riesige Eiche. Den Herentanzplatz hieß man den
 den Plan unter dem Baum, und von den Stadt-
 herren hatte einmal einer gesagt, diese Eiche sei min-
 destens sechs- bis siebenhundert Jahre alt. Just in
 dem Frühjahr, da den Dohobauern die Hoffnung
 auf ein Kind einschloß, starb auch der Baum. Kein
 Blitz hatte ihn getroffen, so frei er auch dastand,
 keine Art traf seinen Stamm, so viele Klasten altes
 Eichenholz auch da zu holen waren. Und doch ging's
 zu Ende. Es war kein Trieb mehr in dem alten
 Stamm, er schlug nicht mehr aus.

Unter dem kahlen Geäste stand oft der Hans Adam
 und starrte hinauf in das prächtige Knochengerüste,
 das gegen den blauen Frühlingshimmel ragte. Ein-
 same Leute wie der Dohobauer, die nur Wind und
 Sonne, schrille Vogelschreie und schwirrende Käfer,
 ziehende Wolken und stille Sterne zur Gesellschaft
 und Unterhaltung haben, sie werden anders und denken
 anders, als sonst in der Welt der Brauch ist. Der
 Dohobauer, der an der toten Eiche in die Höhe sah
 er rechnete nicht aus, wieviel Raummeter aus dem
 Niesstamm zu machen wären; es ging ihm nur
 immer wieder durch den Kopf: „Dem Baum geht's,
 wie es mir geht, und mir geht es, wie es dem Baum
 geht: kein neues Leben mehr, ab von der Welt und
 fertig und vergessen!“

An dem Tag, als der Förster mit Arbeitern kam,
 um die Eiche zu fällen und zu zerjagen, aß der Hans
 Adam keinen Bissen, so trieb es ihn innerlich um.

Und die Bärbel, die schon dazumal, als sie den
 fünfunddreißigjährigen Dohobauern heiratete, nicht
 mehr die Jüngste war, sie wurde jetzt recht grau
 unter dem Kopftuch, das sie zumeist trug. Wer so
 fest und gläubig auf etwas hofft und harrt, wie das
 wortkarge Weib, der ist wie eine rankende Pflanze,
 die schwer mit allen Zweigen auf einem stützenden
 Stabe ruht. Wohl wächst und treibt sie fort, so
 lang der Stab sie trägt. Wann er aber mirb wird
 und bricht, so hat die Herrlichkeit ein Ende und das

Geranke vermag sich nicht aus eigener Kraft in der
 Höhe zu halten.

Die Bärbel ging ihrer Arbeit nach jahraus, jahr-
 ein; aber es war mit ihr doch etwas anders geworden.

Einmal, da sie oben unter dem Dach etwas her-
 vortramte, kam ihr die vorzeitig gezimmerte Wiege
 unter die Hände. Da sah sich das Weib unter dem
 Gerümpel nach etwas um, womit sie des Hans Adam
 Kunstwerk zusammenschlagen könnte. Aber nur eine
 uralte, wurmförmige Kunkel, zerbrochene Häfen und
 die bemalte Schnitztruhe standen in der Nähe. Die
 Bärbel schüttelte den Kopf über sich selber: als ob
 die Wiege schuldig wäre! Nein, eine Strafe vom
 Herrgott ist's, weil die Bärbel dazumal die kleine
 Kleopha auf dem Fischerhof allein gelassen hat mit
 ihrem jähzornigen, verbissenen Vater und mit dem
 Dienstbotenwolf, das nur an sich selber dachte.

Acht Jahre alt war das Kind, das keine Mutter
 hatte, und am Rock war es der Bärbel gehangen
 mit Schluchzen und Weinen an jenem Sonntag-
 morgen, da der Hans Adam die Braut fortführte
 vom Hof.

Und der Herr Fischer hatte seiner vielsährigen
 Magd nicht B'hit Gott gesagt. Der Lohn war auf
 dem Kuchentisch gelegen bei Heller und Pfennig,
 nichts drunter und nichts drüber. Nicht einmal zur
 Hochzeit schenkte der schwer erzürnte Herr der treuen
 Magd. „Geh du meinewegen zum Teufel!“ hatte
 er in höchstem Zorn gerufen, als die Bärbel fest blieb
 in ihrem Entschluß, den armen Bauern zu heiraten.
 Das war der Unsegn, der jetzt das Glück ferne hielt
 vom Dohof. Dazumal war die Bärbel in hellem
 Trotz aus ihrer Stelle gegangen. Es schien ihr, als
 sei es ihr gutes Recht, das eigene Wohlergehen vor
 das fremder Leute zu stellen. Jetzt aber, nach so
 langen Jahren, drückte ihr Verhalten von damals
 wie schwere Schuld auf sie.

Die kleine Kleopha mit dem Haar wie Seide, dem
 weißen Gesichtlein und den großen, braunen Augen,
 sie stand jetzt oft so deutlich und lebhaftig vor der
 Bäuerin, und jedesmal schien sie zu sagen: An mir
 hast du bewiesen, daß du keinem Kinde Mutter sein
 kannst, darum ist auch die Wiege umsonst gemacht.

Das Weib seufzte schwer und stieg vom Dachboden
 herunter, ohne die Wiege zertrümmert zu haben.

An einem frühen Abend im Oktober war's. Grim-
 mig rüttelte der Sturm an den geschlossenen Fenster-
 läden des Dohofs, heulend fuhr er über das breite
 Dach, und im Kamin rumorte er wie der Böse selber.
 Die Bärbel saß am Tisch und verlaß Linjen, der
 Bauer half ihr dabei, starrte aber dazwischen immer
 wieder vor sich hin wie einer, dem seine Gedanken
 durchgehen, so daß er sie nicht mehr halten kann.

Unter dem großen, eisernen Ofen, der mit lächer-
 lich dünnen Füßen auf breiter Sandsteinplatte stand,
 lag das Mohrle, der wachsame Spizerhund, den der
 Hans Adam vor wenigen Wochen gekauft hatte. Die
 kleine Hängelampe, an deren Ölbehälter jahraus,
 jahrein unten ein gelblicher Tropfen hing, brannte

trübe und unlustig, und lauter als je Klang der Schrei des Kauzes in kurzen Pausen vom Waldsaum herüber.

Plötzlich hub das Mohrle zu knurren an.

„Es träumt ihm,“ sagte die Bäuerin. Wieder knurrte der Hund, und dann fuhr er auf mit gesträubtem Rückenhaar und kurzem, zornigem Bellen.

Die Bärbel stellte ihre Linsenschüssel auf den Tisch und lauschte, der Bauer zog hinter dem Tisch die Füße an sich und zwang seine schweifenden Gedanken von ihren Streifzügen zurück.

Wütend fuhr das Mohrle gegen die Türe, und durch ein langgezogenes Sturmesheulen hindurch hörte man nahende Schritte und gleich darauf ein Klopfen.

Bedächtig schritt der Bauer gegen die Türe. „Wer ist denn draußen?“ rief er, ehe er den Schlüssel umdrehte.

„Macht nur auf!“ Klang eine barsche Stimme, und gleich darauf standen zwei Menschen, ein Mann und ein Weib, im schmalen Flur des Odhofs, und trotz des spärlichen Lichtes, das durch die offene Stubentüre hinausfiel, schrie die Bärbel drinnen auf: „Die Kleopha!“

Ja, die Kleopha vom Fischerhof war es, und der Mann war der Herr Fischer selbst; aber auf seinem allezeit strengen Gesicht lag es heute wie Wut oder wie Verzweiflung, und die fahle Blässe leuchtete förmlich neben dem schwarzen Bart- und Haupthaar.

Lang sprach der Mann mit den Odhosleuten und während der ganzen Zeit saß die Kleopha auf der harten Bank am Ofen, drückte die weißen Hände vors Gesicht und schluchzte still.

Das war der Tag, an dem dem Herrn des Fischerhofs das Schlimmste widerfuhr — trotz all seinem Geld und Gut.

Früh setzte der Winter ein, schon viele Wochen vor Weihnachten. Ungeheure Schneemassen füllten die Wälder. Rehe, Hasen und Füchse nagten jammernd am Hungertuch; nur die Vögelein auf der Ode, die sonst eben so schlimm daran waren, sie hatten dieses Jahr leichtere Zeit. Alle Tage streckte ein Menschenkind den blonden Kopf zum oberen Laden des Odhofs heraus und eine weiße Hand streute Körner aus, um die Meisen, Amseln, Spazzen und Finken sich stritten.

Um Weihnachten wurde es milder. Der Schnee sank zusammen wie ein Federbett, wenn man sich darauf legt; auf der Höhe leckte die Sonne, in den Wäldern und Tälern der Wind an den wässerigen Massen, und nie sind die Tannen des Schwarzwalbs dunkler und düsterer, als wenn sie lange der weiße Mantel bedeckt hielt. Die Meisen und Finken fanden nun wieder da und dort im frei gewordenen Wald ein bescheidenes Bröcklein und kamen nicht mehr so nahe an den Odhof. Eine selbsterworbene kärgliche Mahlzeit sei besser als erbettelter Überfluß, dachten die Vögel. Seit die Wege vom Dorf und Wald herauf gangbar waren, erschien selten mehr der blonde Kopf und die weiße Hand am Fenster, und es war dies nicht allein der fortbleibenden Vögeln wegen.

Länger wurden die Tage. Die Bäuerin stellte allgemach ihr Spinnrad beiseite, schritt mit schweren Schuhen, an denen sich die nasse Erde ballte, durchs Garten- und Ackerland, küftete die schützenden Tannenreifer über dem Winteralat, langte an sonnigen Nachmittagen nach der Mistgabel und trieb bisweilen die Geißen ins Freie.

Aber sonderbar — auch die Bärbel schaute immer zuvor aus, ob nicht Leute um den Weg seien, just als hätte sie kein gutes Gewissen.

Schon sproßten unter den noch blätterlosen Schlehensbüschen oberhalb des Krautackers die Veilchen, das fing es noch einmal zu schneien an. Erst kamen einzelne Flocken tanzend und spielend hernieder, dann schwebte; dann aber wurde es bitterer Ernst, und an dem Tag, da der Frühlingsanfang im Kalender stand, stäubte es an den Fenstern des Odhofs vorüber, als hätte es jauchte der Sturm über einen Ballen schneigen Flaums.

In der Stube auf der Ofenbank saß der Herr Adam und hielt die schwielen Hände gefaltet über dem Predigtbuch. War kein Sonn- und kein Feiertag heute und fast außer dem Brauch, daß der Bauer so dasaß. Aber weil heut schon mehreres vorging,



Während der ganzen Zeit saß Kleopha auf der harten Bank am Ofen, was außer dem Brauch war, so kam es so genau nicht darauf an.

Zuweilen streckte die Bärbel den Kopf durch die Türe. Einmal sagte sie: „Ist schon gut, das Wetter heut!“ und ein andermal: „Bet nur, Hans Adam, bet nur!“

Still saß der Mann, und die matte Helle des Sturmtages füllte trübselig die Stube. Wäre das

Mohrle nicht gewesen, das dann und wann sein schwarzglänzendes Schnäuzlein am Knie seines schweig-samen Herrn rieb, man hätte meinen können, die Stube mit Inzassen und Geräten läge in einem bösen Bann. Da, als der Abend sank, klang ein Schrei durchs Odfhofhaus.

Der Hans Adam fuhr auf von der Ofenbank. Davon hatte er geträumt, von einem solchen Schrei, zehn Jahre lang! „Mohrle, hast's g'hört?“ stammelte er, und er mußte sich wieder setzen, denn die Knieer zitterten ihm. Hatte nicht der Tod heute das einsame Haus umlauert, und hatte nicht eben das Leben seinen Siegesruf ausgestoßen!

Oben auf der Stiege rief die Bärbel: „Hans Adam, ein fest's Menschle!“ Da stellte der Mann das alte Predigtbuch aufs Brett und nickte mit dem Kopf. „Das hab' ich gleich am Schreien g'merkt,“ murmelte er und schritt aus der Stube, um nach den Geißen zu sehen, denn der Bann war von ihm genommen.

Es schneite weiter die ganze Nacht. Im Odfhof am oberen Fenster brannte ein Licht. Hinter dem roten Bettvorhang atmete etwas und vorne auf dem Tisch auf blaugeblühten Kissen atmete auch etwas.

Das auf dem Kissen war „das Menschle“, das der Hans Adam am Schreien kannte. Hart aneinander gelehnt vor dem Tisch standen die Odfhof-lente und besahen sich das winzige Ding, das in einem groben Hemdchen aus alten Zeiten dalag und strampelte. Keines sprach ein Wort, und doch wußte jedes, was das andere dachte. Das Mohrle drückte sich her, legte die seidenweichen Pfoten an den Tischrand, streckte den geschmeidigen, schwarzglänzenden Körper und mühte sich, eines der roten, strampelnden Füßchen zu ledern.

Da liefen plötzlich zwei große, helle Tropfen über der Bärbel Gesicht. „Sollen wir's h'halten, Hans Adam?“ klang es ganz leise, daß der Ton nicht bis hinter den roten Bettvorhang zu dringen vermochte.

Der Bauer legte seine rauhe Hand sachte und zart auf das haarlose Köpfschen der Kleinen, und eben nach jenem Bettvorhang gewendet, sprach er laut und festlich in seiner langsamen Art: „Heut, am 21. März, ist dem Hans Adam Blochmann und seiner Bärbel ein Mädle geboren!“

Da schluchzte etwas auf hinter dem Bettvorhang; aber es war nicht lange zu hören, denn Hans Adam Blochmanns Mädle begann eben jämmerlich zu schreien, worauf das Mohrle und sein Herr sich eilends davon machten.

„Wenn's gut geht, hält der Schnee noch eine Zeit lang,“ sagte nach zwei Tagen der Bauer zu seinem Weib. Die Bärbel schaute mit kreuzvergnügten Augen durch die Scheiben und sagte: „'s geht gut, Hans Adam, 's geht gut.“ Merkwürdig frisch und verjüngt sah das Weib aus. Ist ja oft so, daß ältere Weiber nach einem Wochenbett wieder jung werden. Und es ging gut. Kein Bahnschlitten brach sich durch nach dem Odfhof, die Fündhölzer gingen sogar aus

dort oben. Aber der Bauer murzte nicht, er behalf sich mit Stahl und Zunder, und für die Bäuerin war ohnedies die Welt so hell und warm, daß sie an keine Fündhölzer dachte und lieber halbstundenweise in die schwache Stut blies, als daß sie Schlitten-geläute vernommen hätte.

Aber an einem schönen Morgen waren eben doch die Wege in die Welt hinaus wieder zur Not gang-bar. Und not tut's, daß man sein erstes Kind anmeldet beim Schultheißen und beim Pfarver, auch wenn man weit draußen auf der Einöde wohnt. Die Bärbel sah dies ein, und der Hans Adam stülpte sich den Dreispitz über.

Es war ihm ein saurer Gang. Kein Schwarz-wälber von „ganz dahinten“ hat gern mit irgend einem „Amt“ zu tun. Kommt doch nichts dabei raus als Unguts: Steuerzahlen, Zeugenschaft ablegen, Straf antreten und dergleichen.

Nicht allzu eilig stapfte der Bauer durch den Schnee, und seltsamerweise machte er den Weg über den Fischerhof, der weit abseits vom Pfarrdorf lag.

Den Herrn traf er an; aber das „Fräule“ war schon seit dem Herbst bei Verwandten im Böhmischen. Dem Hans Adam machte das nichts aus, er ließ sich zum Herrn führen. Vom tiefen Schnee sprach der Bauer und von der Wintersaat, und dann noch ganz leise von etwas anderem. Dann ging er.

Am selbigen Abend spannte der Gutsherr ein, um zur Stadt zu fahren, denn das Fräulein kam heim aus dem Böhmischen.

Im Hof draußen, als schon die Laternen am Chais-chen brannten, rief er der schwerhörigen Haushälterin, die hinter den Knechten unter der Türe stand, zu: „Daß ich's nicht vergesse, Sibylle, der Odfhofbauer war heute da und hat mich und meine Tochter zu Gevatter gebeten bei seinem Kind. Mach' Sie auf Sonntag in acht Tagen zurecht, was der Brauch ist; wenn Fräulein Kleopha Lust hat, fahren wir hin.“

Wie doch das Schneestampfen müde macht und das Herz klopfen läßt! Schier außer Atem lehnte der Hans Adam am eisernen Geländer der Rathaus-staffel im Pfarrdorf. Sorglich streifte er die schweren Stiefel ab, dann nahm er das rote Sacktuch aus der Tiefe seines Rockschößes, wuschte sich über Stirne und Nacken, als sei er gar in Schweiß geraten, und mühsam die Kniee hebend schritt er aufwärts.

Ein hagerer, schnauzbärtiger Mann stand oben im Flur und hielt ein Bündel Papiere in der Hand.

Das war der Büttel, Ratsdiener, Polizeiwacht-meister, Leichenbitter und -besorger Johann Reinhard, seines Zeichens außerdem noch ein Schneider.

Die Männer kannten einander, denn der Diener der Obrigkeit hatte beim Odfhofbauern schon die Steuern eingezogen.

„Was soll's?“ fuhr er jetzt den schwer atmenden Mann an, denn hier in „seinem“ Rathaus kannte er keine Schwäche, indes er oben auf dem Odfhof der Bärbel Wacholderschnaps oft fast über alles Diensthliche stellte.

„Möcht' halt zum Schulzen, mein Mädle anmelden!“

„So, so, hast ein Mädle eing'stellt?“

Der Bauer klärte das Mißverständnis nicht auf. Er schritt nach der Türe, die ein schmutziges Plakat mit der Aufschrift „Amtszimmer“ trug.

Aber flinkere Schritte, als er, machte der hagere Polizeidiener. Ihm war es allezeit von der größten Wichtigkeit, persönlich zugegen zu sein, wenn es im Amtszimmer zu irgend welchen Erörterungen kam. Nur so konnte er sich über alle Gemeindeangelegenheiten auf dem Laufenden erhalten, und das hielt er für nötig aus rein dienstlichen Gründen.

Dicker Tabaksqualm füllte den vielsenstrigen Raum. Es hieß im Dorf, dem Schulzen werde die Pfeife nur kalt, wenn sein Bierkrug leer werde, und das sei nur zur Schlafenszeit der Fall.

Ein breites, rotes Gesicht guckte vom „Schwarzwälder Boten“ auf, den eintretenden Männern entgegen.

Der Polizeidiener schlüpfte mit seinen Papieren flink und leis hinter ein Altkenregal, der Hans Adam aber trat vor gegen den Ortsgewaltigen.

„So, du bist's, Hans Adam!“ klang eine durchs Trinken verdorbene Stimme aus dem Qualm, „was gibst's denn?“

„Drum möcht' ich mein Mädle anmelden; am 21. März ist's geboren.“

„Was!“ rief es hinter dem Altkenländer hervor, „dein Weib hat noch der Storch 'bissen!“

Der Bauerkehrte sich nicht um; mit dem Polizeidiener hatte er nicht zu verhandeln.

„So, so, hm, hm, am 21. März. Ja, den wievielten schreibt man denn heut?“ murmelte der Schultheiß.

„Den 31ten,“ klang es wieder hinter dem Altken hervor.

„So, so, hm, hm.“ Dann gab es dem Schultheißen einen Ruck, als sei ihm ein guter Gedanke gekommen: „Kostet Straf, Dohobauer; ist keine Ordnung, ist ganz aus der Weis'. Zehn Tag' lang nicht anmelden.“

Polternd klang die heifere Stimme; aber der Bauer drehte ruhig seinen Dreispiz, und wie ein Schmunzeln lief es um seinen Mund, da er entgegnete: „Hab' Stund' um Stund' auf den Bahnschlitten gewartet, Herr Schultheiß, oder auf ein Laumetter. Gingeschneit waren wir, daß keine Menschenseel' kount' durchkommen. War die ganze Zeit über abgeperrt, und die Böchnerin kount' mir sterben und verderben. Hab' wollen fragen, ob ich nicht eine G'schrift köunt' machen ans Oberamt, daß der Bahnschlitten —“

„Halt dein Maul, Hans Adam und schwätz mir nicht vom Oberamt?“ fiel da der Schultheiß ein; „wie soll denn dein Mädle heißen?“

„Kleopha Barbara,“ sagte der Bauer und lachte über das ganze Gesicht.

„Klee—o—ja,“ buchstabierte der Schulze, „so heißt doch kein Mensch.“

„Wohl, wohl,“ protestierte der hinter dem Altken-

länder, „so hat ein adeligs Fräulein g'heißen im Böhmißchen, wo ich als Schneider gearbeitet hab'.“

Wieder schmunzelte der Bauer verstoßen. Er wußte genau, daß der Reinhard das flunkerte, nur um herzutun, daß er im Böhmißchen gearbeitet hatte, wo es die besten Schneider und die besten Musikanten gibt.

Eifrigkehrte er sich dem Polizeidiener zu. „Grad davon ist d' Ned', Reinhard; nach dem Fräulein im Böhmißchen heißt das Fräule vom Fischerhof, das grad' alleweil auf B'such dort ist. Die Tag' muß ne kommen, und sie hat schon im Herbst mei'm Weib versprochen, z' G'vatter z' stehen, wenn's so weit sei. Jetzt ist's so weit, gottlob! und das Mädle muß Kleopha heißen.“

„Jeder nach sei'm Gusto,“ brummte der Schultheiß, tat einen Schluck aus dem Bierkrug schluckte dann ein dickes Buch herum, trug eine am 21. März geborene Kleopha Barbara Plochmann ein, streute Sand darüber und klappte den Deckel zu. Von einer Strafe wegen der verspäteten Anmeldung war nicht mehr die Rede, ebensowenig von einem unzeitigen Storchensbesuch.

Als der Polizeidiener die nächste Maß Bier für seinen Vorgesetzten holte, tat er es im Döhen her, wo er die Gote (Patin) vom Fräule vom Fischerhof im Böhmißchen drin kenne. Und der Gote ihrem Bruder hatte er mehr als ein Paar buchstiniene Hosen gemacht, die Elle zu vier Gulden. Das Fräule vom Fischerhof würde noch länger „drin“ bleiben; aber sie wolle partout beim Hans Adam sei'm Mädle G'vatter sehen.

Die Döhenwirtin, und wer herum saß, tat Manu und Nase auf. Daß beim Hans Adam seinem Weib was los war, das hatten alle gewußt; aber was der Polizeidiener hertat, und daß so einem armeligen Geißbauern sein Mädle Kleopha heißen mußte, das war schon ganz was Neues.

Aber rechtschaffen war's doch von dem Hoffräulein, daß sie bei ihrer alten Magd zu Gvatter stand und gar zuliebe aus dem Böhmißchen herausreiste.

Schneller noch als beim Schultheißen war die Sache beim Pfarrer erledigt. Der alte Herr lag krank, und der Vikar wunderte sich weiter nicht über das Mädle, das Kleopha heißen sollte und erst nach zehn Jahren angerückt kam auf der Ode.

Als der Hans Adam heimwärts schritt, glühten hoch über der verschneiten Welt die Sterne. Weit draußen vor dem Dorf, wo der Weg nach dem Fischerhof abzweigt, rollte ein Wagen an dem Bauern vorüber. Es war zu dunkel, um die Leute drin zu erkennen; aber der Hans Adam wußte, daß da der Guisherr mit seiner Tochter vom Bahnhof aus der Stadt kam.

Den einsam schreitenden Mann zog es aufwärts gegen die Ode. Mutter und Kind waren dort oben so allein.

Leise jauchzte er auf, der Hans Adam. Es war gut gegangen, der Schnee hatte lang genug gehalten.

Als hätte unter der verspäteten Winterhülle die Erde alle ihre Frühlings- und Lebenskräfte mobil gemacht zu einem ungeahnt kräftigen Losschlagen, so brach dieses Jahr der Lenz im Sturmschritt direkt aus dem Schnee hervor.

Aber Nacht wurde sie grün und jung, die düstere alte Welt.

Nähe am Herentanzplatz, auf einem der obersten Gipfel am Waldsaum, stötete die Amsel, bis der erste Stern am blauen Himmel stand, und im spärlichen Strauchwerk hinter den Äkern saugen die Distelfinken. So war es noch nie gewesen, in keinem Frühjahr, seit der Hans Adam denken konnte. Ob wohl alle die Samentörner, die im Winter die weisse Hand gestreut hatte, in den Kröpflein des Vogelzeugs zu hellen Liebern wurden, die jubelnd aussproksten, jetzt da die ganze Erde im Sprossen und im Keimen war?

Oder ob des Bauern Ohren dieses Jahr offener waren als sonst? Und die Bärbel, sie lauschte auf einen ganz anderen Singfang. Das „feste Menschle“ von der oberen Stube liess es nicht bei jenem ersten Schrei bewenden. Als wolle sie alles hereinbringen, was in den stillen zehn Jahren im Odhof versäumt worden war, so legte sich die kleine „Kleph“ ins Zeug, wenn das „Breile“ oder die Geislmilch nicht zugleich zur Stelle war. Die Bäuerin kam kaum zu Atem mit ihrem Mädle. „Hans Adam,“ sagte sie oft, „die Tag' sind jetzt viel kürzer.“ Da lachte der Mann und meinte: „im Kalender steht's anders.“

Der Sommer rückte vor, Anjeln und Finken schwiegen, denn auch sie hatten jetzt ihre liebe Not, bis den Kleinen im Nest die schreienden Schnäbel gestopft waren.

Die Bärbel hatte und jätete Lischweilen in Acker und Garten, in der Rechten das Arbeitsgerät, auf dem linken Arm die Kleph im dürrigen Rödchen.

„Ist keine Art so,“ sagte dann wohl verweisend der Bauer und nahm seinem Weib das Kind vom Arm, damit ihr die Arbeit besser von statten gehe. Aber nach kurzer Zeit fand wieder die Bärbel, daß die Art nicht die rechte sei, und das Mädle wanderte wieder.

Wenn alle vier Arme der Odhofsleute zur Arbeit nötig waren, dann lag die kleine Kleph auf ihrem blauen Kissen im Heidekraut, das Mohrle saß daneben, leckte bisweilen sanft und beschwichtigend die himmelwärts strampelnden runden Beinchen und bellte aufgeregt, wenn das zappelnde Ding vom Kissen rutschte.

Hatte vor etlichen Monaten noch die Bärbel schon und fast ängstlich nach den Wegen geblickt, auf denen dann und wann ein Mensch sich auf die Ode verirrte, so war es ihr jetzt zuweilen ein Herzeleid, daß außer dem Mohrle und dem Hans Adam niemand da war, ihr Kind und sein Gedeihen zu bewundern.

Die Jungfer Kleopha vom Fischerhof kam zuzeiten, ihr Patenkind zu besuchen; aber das Fräulein war von einer gar stillen Art. Zumeist legte sie den Kopf ganz müde auf den Tisch neben die zappelnde Kleine und weinte leis und bitterlich.



Dann lag die kleine Kleph auf ihrem blauen Kissen im Heidekraut.

Dann griff es der Bärbel aus Herz wie heißes Mitleid. Sie, die einstige Magd, saß jetzt so glücklich im Vollen, und die Gutstochter, das Fräulein, war gar bettelarm.

So oft sie kam, drückte sie dem Hans Adam ein blankes Goldstück in die Hand und sprach kein Wort dazu.

„Bärbel,“ sagte einmal der Bauer, „mir g'fällt's nicht, daß wir uns dafür zahlen lassen.“

„Narr,“ entgegnete sein Weib, „das Geld gibt unserem Mädle sein Heiratsgut.“

Im Fluge enteilte der Sommer. Im Gärtchen hinter dem Odhof blühten die Aftern. Neiseben, gelbe Ringelblumen und volle, schwerköpfige Malven wucherten über Beete und Wege.

Das Mädle konnte allein sitzen, ja es rutschte von einer Ecke in die andere stink wie eine Here.

Der Hans Adam und das Mohrle konnten sich nicht genug verwundern über das kleine Ding.

Die Bärbel trat aus der hinteren Haustüre. „Hör auch, Hans Adam, was der Botenkarle grad g'sagt hat: 's Fräule Kleopha hab' 's Zehren und konn' nimmer auf.“

„Will's glauben,“ jagte leise der Mann, „sieht schon lang elend aus.“

Das Kind zauselte dem Mohrle das Fell und krächte vor Vergnügen.

Späte Gewitter bedeuten nie etwas Gutes. An einem Abend im September zog es schwarz herauf hinter den Tannen. Die Bärbel holte eben noch die sturmgeerzten Hemdchen und Rödchen vom Wascheil im Garten, klappte die Fensterläden zu und sah nach den Geissen, da brach es schon los. Der Hans Adam las hinter dem Tisch das Gebet „wider bösen Wetters Schaden“, das doppelt nötig geworden war,

seit der sichere Blitzableiter der Ede, der gewaltige Eichbaum, verschwunden war.

Zwischen zweien der dröhnenden Donnerschläge klopfte es an die Haustüre. Ein Bote vom Fischerhof kam, zu melden, daß das Fräulein Kleopha im Sterben liege und nach der Edehofsäuerin verlangte habe. Die Bärbel machte nicht viel Worte. Dem Boten gab sie den gebräuchlichen Schnaps, für sich selbst holte sie das Halstuch und den großmächtigen blauen Regenschirm.

Dann hob sie das Kind vom Boden auf, tat ihm zwei trockene Windeln und ein sauberes Röckchen über und schickte sich an zu gehen.

„Aber das Kind schleppet Ihr doch net mit,“ meinte verwundert der fremde Knecht.

„So — willst du's derweil hüten?“ gab die Bärbel so barsch zurück, daß der Mann weiter keinen Einwand wagte. Der Bäuerin brach fast der Arm, bis sie auf den Hof kam. Aber sie sprach trotzdem den Knecht nicht um Hilfe an, und der schritt her neben dem schwer atmenden Weib und dachte: „Wenn eine schon so dumm ist, so gehört's ihr nicht besser.“

Am eisernen Gittertor des Fischerhofs stand eine junge Magd und fuhr sich mit der Schürze übers Gesicht.

„s Fräule Kleopha ist schon g'storben, und der Herr liegt im Bett und kann Euch heut nimmer brauchen.“

„D du mein —“ sagte ganz leise die Bärbel und lehnte sich gegen das Gitter.

„Sie ist dem Kind sei Gote gewesen, dürft's net zu ihr, b'hüt Gott sagen?“ fragte dann das erschütterte Weib.

Da lachte die Magd hell auf: „Das versteht doch so ein Kind net!“

Die Bäuerin sagte nichts mehr. Sie nahm die kleine Kleph auf den andern Arm und schritt ihres Wegs zurück.

Der Knecht aber, einer vom Gäu drüben, kniefte die junge Magd in den Arm: „Du Meile, bei euch auf dem hinteren Wald sind d' Leut' doch noch saudumm.“

„Ja, und im Gäu hat's lauter Professer,“ gab die Magd schnippisch zurück.

Der Regen hatte aufgehört. Fern hinter den dunklen Bergwäldern grollten noch die Donner, auf den glatt abgeloßten roten Sandwegen rieselten dünne Wasseräderchen, und die blauschwarze Wolkenwand stand am nördlichen Himmel wie mit einem Lineal zurückgestrichen. Kurze, signalartige Vogelrufe klangen durch den Wald, und die schwer von den Ästen fallenden Tropfen ließen ein leises, gleichförmiges Knistern herlaufen neben dem müden, bergan leuchtenden Weib.

Die Bärbel war nicht mit sich zufrieden. Daß sie zu spät gekommen war, das war nicht ihre Schuld; aber daß nicht tiefere, schmerzlichere Trauer ihr das Herz bedrückte, das war Undankbarkeit und Schande. Weinen hätte sie sollen, weinen und klagen um ein

so junges Menschenleben, jammern um das Fräule, das so manches Gute getan hatte an den Edehofsleuten, so manches Gute früher schon und zuletzt dann noch — das Beste.

Aber wenn sie sich dies alles noch so sehr vorhielt — es drang eben immer wieder etwas aus dem tiefsten Herzen hervor, was beinahe wie ein geheimes Glücksgefühl ausgesehen hätte, wenn die Bärbel mutig genug gewesen wäre, es im rechten Lichte zu betrachten.

Den an Einjamkeit gewöhnten Menschen treten gerne die Gedanken auf die Lippen. Auf das Kind, das in wohligen Schlaf ihr im Arme lag, niedersehend, murmelte das Weib: „Jetzt gehörst ganz und gar mir, Menschle, liebs! Bist wäger (wahrlich) grad' wie vom Himmel g'fallen auf den Edeh.“



Die Bärbel setzte sich auf einen Kilometerstein am Wege.

Dunkel sank der Abend. Die Bärbel setzte sich auf einen Kilometerstein am Wege. Nur eine kleine Weile wollte sie rasten, ehe sie auf den letzten, steilen Seitenweg einbog.

Durch den Wald hallte ein langgezogener Ruf. Das war der Hans Adam, der von oben kam und seinem Weib entgegenging. Die Bärbel lachte vor sich hin. „Grad wie ein Junger tut er, und mir allein z'lieb wär' er nicht auf dem Weg.“

Sie hätte gerne den johlenden Ruf erwidert. Trotz Müdigkeit und Schmerz im Arm war ihr ganz jung und froh zu Mut. Aber das Mäde durfte nicht aufwachen, es schlief gar so gut.

Sachte stand sie auf und schritt dem Bauern entgegen, und als sie behutsam, als wäre es von feinstem Glas, das Kleine in ihres Mannes Arm hinüberlegte, da sagte sie weiter nichts als: „Hans Adam, jetzt g'hör't's uns ganz allein.“

Das Fräulein Kleopha lag zu derselben Zeit ganz

still und weiß in der größten Stube des Fischerhofs. Müde und traurig sah sie nicht mehr aus, und wenn sie der Bärbel übelnahm, daß ihr nicht allzu schwer ums Herz war, oder ihrem Patenkind, daß es so ruhig schlummerte, — so stand doch nichts davon auf der Toten friedlichem Gesicht zu lesen, schon eher ganz etwas anderes.

Hans Adams Kleph lief wie ein Wiesel über die Öde. Bald zwischen den Rüben, bald im Kartoffeltraut, am Waldjaum und im grasigen Gärtchen flatterte ihr blauleinenes Röcklein. Der Bauer schalt oft sein Weib, daß sie das Mädle zu keiner Arbeit anhalte, und die Bäuerin warf dem Hans Adam vor, daß er der Kleph allzu viel zulasse.

Nur das Mohrle war allezeit mit der Kleinen einig. „Schon eine rechte Sorg' ist's, mit so ein'm Teufele,“ seufzte der Bauer.

„Sei liebe Not hat man mit dem Herle,“ murmelte die Bärbel, und die beiden vergaßen oft reinweg die Arbeit, wenn sie so dem blauleinenen Röckchen nachsahen.

In einem sonnigen Mittag im Hochsommer häufelte der Bauer seine späten Kartoffeln.

Das „Teufele“ saß auf den grauen, verwitterten Randsteinen der Römerstraße, flocht ein Körbchen von Binsen und sang dazu: „Gia popeia, schlag' s Göckele tot, s legt mir lei' Gile und s frist mir mei Brot.“

Vom Hause her schritt die Bärbel langsamer als sonst. „Hans Adam,“ rief sie, und winkte mit den Armen.

Der Bauer legte bedächtig die Haue weg; er ging nicht gern von der Arbeit, wenn er so schön im Zug war.

„Wach! Lauf!“ drängte das Weib. Da hüpfte die Kleph behend von ihrem Stein und eilte der Mutter zu. Doch die wies das Kind kurz fort: „Dir hab' ich nicht g'schrien!“

Der schwindende Mann trocknete sich die Stirne: „Was gibt's denn?“ fragte er kurz.

„Der Herr Fischer ist drinnen,“ entgegnete die Bärbel leise, und dabei hingen ihre Augen forschend an des Mannes Gesicht, ob der wohl auch ihre geheime Angst teile.

Aber auf einem Gesicht, das von der Sonne des Mittags glüht, ist nicht leicht zu lesen.

Auf der weißgezeichneten Bank hinter dem Tisch saß der Herr des Fischerhofs.

Dem Hans Adam gab es einen Ruck. Wie sah der Mann aus, der den Kopf so hoch zu tragen gewohnt war! Zusammengesunken war die mächtige Gestalt, ergraut das Haupt- und Barthhaar, schlaff geworden das strenge Gesicht. Nur in den Augen glimmte noch etwas vom alten Feuer.

Mit fast schüchternem „Grüß Gott“ trat der Bauer vor den Herrn. Als sei er erschrocken, so fuhr der Gast des Obhofs aus seinen Gedanken auf, und dann hieß er den Hans Adam sich setzen. Die Bärbel zog die Stubentüre zu und schloß die Fenster, vor denen die Selbsteigelsüßke dufteten, dann lehnte sie sich wartend an die geköpfelte Wand.

„Wegen dem Kinde komme ich!“ stieß der Herr hervor und legte die Rechte schwer auf den Tisch.

„Wohl, wohl,“ sagte leise der Bauer.

„Es ist eben doch das Kind der Kleopha,“ fuhr Fischer dumpfen Tones fort und starrte auf die toten Mücken, die auf einem Teller mit Fliegenpapier lagen.

Die Obhofsleute atmeten schwer. Der Bauer dachte an den Tag, da er „vor Amt“ und vor dem Pfarrer eine Kleopha Barbara Blochmann angemeldet hatte, die Bärbel an den Gewitterabend, da sie das Kind einer Sterbenden bergab und ein eigenes bergan schleppte mit schmerzenden Armen.

„Mit mir geht es schnell abwärts, Leute, und es ist gut so,“ fuhr der Herr fort und schaute die zwei nacheinander an, als wolle er den Ausdruck ihrer Mienen beobachten.

Wieder bekam er keine Antwort und kein Zug in den Gesichtern der beiden veränderte sich.

Da sprang der Mann hinter dem Tisch auf und durchmaß die niedere Stube, deren Holzdecke ihm nahezu das Haar streifte. „Hans Adam,“ stieß er hervor, als wolle er sich die leidige Sache vollends schnell vom Halse schaffen, „wenn ich heute die Augen zutue, so bekommt der — der —“ er schluckte an einem bösen Wort, „das Kind zehntausend Mark.“

Damit ist dir und deinem Weib das Maul gestopft und ihr eripart euch selbst nur Ungutes, wenn ihr damit zufrieden seid.“ Er machte eine Pause; aber regungslos standen die beiden. Die düsteren Augen begannen jetzt zu flammen, der Mann redete sich selbst in Aufregung.

„Wenn ihr den alten Schlamm auf-rühren wollt — mir tut's keinen Schaden mehr und meiner Tochter auch nicht; aber es ist mir doch ein eckiges Gefühl, daß jeder Lump sollte von der Kleopha ihrer Schande sprechen. Denn wie sie darnach ihre Last getragen, darnach fragt keiner.“

Wieder blieb es still in der Stube bis auf das Knirschen des Sandes und das Krachen der Dielen unter den schweren Tritten des Gutsherrn.

„Nutzen habt ihr keinen davon. Zum ersten könnt ihr nicht beweisen, daß das Mädchen meiner Tochter Kind ist, und zum andern hat es keinerlei Anspruch an mich, auch wenn man euch glauben würde.“

Die Bärbel trat jetzt einen Schritt von der Wand und wollte sprechen, aber kurz und hervisch fuhr der erregte Mann fort: „Also mit dem Prozessieren schlagt ihr nichts heraus, als daß der Betrag von damals ans Licht kommt. So gebt euch zufrieden, wenn ich dem Patenkind meiner verstorbenen Tochter zehntausend Mark vermache und verderbt mir im übrigen den Spaß nicht.“

Es war ein böses Lachen, das der Herr ausstieß, und die dunklen Augen hatten einen leidigen Glanz. Langsam schob der Hans Adam seinen Stuhl zurück und stand jetzt auch auf.

Die großen arbeitsharten und schmutzigen Hände streckte er in die Taschen seiner Lederhose, und das Gesicht, in dem die Blut nun abgeebbt hatte, gegen den Gast gekehrt, fragte er einfach: „Wer sagt denn, daß ich Geld will?“

Wäre des Gutsherrn hitziges Blut weniger in Wallung gewesen, die schlichte Frage hätte die ganze Testamentsangelegenheit regeln müssen; so aber war es nur Öl ins Feuer.

„Gibt es denn auch da hinten im Wald einen einzigen Bauern, der kein Geld will! Und ich nehm' es euch gar nicht übel; ihr habt die Mühe und die Plage und die Kosten gehabt für meiner Tochter Leichtsin, und das soll bezahlt werden, gut bezahlt werden; aber dann ab und fertig. Wenn es euch lieber ist, bekommt ihr das Geld jetzt schon; es läßt mir keine Ruhe mehr, seit gestern schon gar nicht mehr.“

„So,“ sagte jetzt plötzlich die Bäuerin und stemmte die sehnigen Arme in die Seiten, „nach ganzen fünf Jahren treibt's Euch heute einmal auf den Dohof. Habt doch all die Zeit her nicht gewußt, daß Ihr ein Enkelkind habt! Wir hätten Euch nicht dran g'mahnt, und gleich heut könnt Ihr's von uns aus wieder vergessen; denn das sollet Ihr uns erst beweisen, daß unsere Kleph nicht unser eigen Kind ist. In den Büchern steht's geschrieben, wie's ist, von einem Jungfernkind vom Fischerhof steht nichts drin! Und wegen Euerem Geld, Herr! — Was hat denn Euch Euer Hab und Gut geholfen, so lang mir's denkt? Die Amerikanische, die Ihr auf den Hof gebracht habt, die ist Euch durch, ob Ihr sie gleich in Sammet und Seide gewickelt habt, kein Dienstbot bleibt Euch, und die, die bleiben, die stehlen Euch's Haus aus. Das Fräulein Kleopha ist ins Unglück gekommen, und Euer Geld hat den Lumpen, der eine noch Reichere am Bändel hatte, nicht zwingen können, zu tun, was recht ist. Und zuletzt, wie sie das Zehren kriegt hat, da war jeder Bagen und jeder Taler verloren; da habt Ihr müssen's einzige Kind hinterben sehen, nicht anders, als ob Ihr ein armer Teufel wäret, der keinen Doktor zahlen kann. Drum b'haltet Euer Geld, Herr, wie Ihr dazumal Euer Hochzeitschenke (Hochzeitsgeschenk) b'halten habt, und bildet Euch nicht ein, daß Ihr uns etwas schuldig seid!“

Außer Atem hatte sich das empörte Weib geredet und der Gutsherr stand und schaute seine einstige Magd an, als traue er seinen Sinnen nicht.

Hans Adam trat neben die Bärbel. Ein paar-mal nickte er mit dem Kopf, dann begann er ruhiger als seine Ehehälfte, aber darum nicht weniger eindringlich: „Wohl, wohl, Herr Fischer! Für die Kleph lassen wir uns nicht zahlen. Hab' schon oft sinniert, wie ein leiblicher Großvater so viel Lieb' und Freud' kann aus seinem Leben streichen, nur aus Angst vor fremder Leute Mäuler. Ist nicht anders, als wollt' einer sein' Lebttag im Schatten stehen, weil ihm in der Sonn' könnt' die Haut braun werden. So habt Ihr es gemacht, Herr Fischer, Ihr und das Fräule. Im Dunkel und in der Kälte seid Ihr Eures Wegs gegangen, und wir, mein Weib und ich, sind derweil in der warmen Sonn' g'standen. Wenn die Kleph um Euch gewesen wär' mit ihrem Gesichtle wie Milch und Blut, dann läg' das Fräule heutigen-tags nicht unterm Boden, und Ihr sähet anders aus.“

„Von dem ist d' Red',“ fuhr das Weib eifrig dazwischen, „aber Ihr habt's ja nicht anders wollen. Und jetzt ist's z' spät. Ich geb' 's Mädle nimmer her, und wenn Ihr mir den Fischerhof für den Dohof anbietet.“ Der Hans Adam trat zu dem Wandbrett, wo Bibel und Predigtbuch standen. Ein dünnes, grünes Heftchen zog er dort hervor und hielt es dem Gutsherrn hin: „Da auf der Spatass' ist alles, was mir 's Fräule jemals g'schenkt hat. Ihr könnt's wieder mitnehme heut', hab' nie kei' Freud' an dem Geld g'habt.“

„Das läßt d', Hans Adam, das g'hört unserem Mädle von Rechts wegen,“ sagte kurz die Bärbel und schob das Heftchen an seinen Platz zurück.

Noch stand der Gutsherr regungslos mitten in der Stube, da lang es draußen vor dem Fenster jubelhell wie Vogelgezwitscher: „Gia popeia, schlag 's Göckle tot!“

Jäh wandte sich der Mann, und an ihm vorüber flog die Bärbel zur Stube hinaus, stüt wie die Jüngste, und gleich darauf stand sie unter der Türe mit dem „Teufel“ im blauleinernen Röckchen auf dem Arm. Seidenfeines Goldhaar fiel in Ringeln in das rotbackige Gesichtlein dort, und der arme reiche Gutsherr in der niederen Stube starrte das Kind an, als jüde er in fernern Zeiten nach einem ähnlichen Gesicht und ähnlichen Haaren.

„Das ist unsere Kleopha!“ rief das Weib fast feindselig. „Das ist meine Kleopha,“ sagte gleichzeitig der Herr, als rede er im Traum.

Wie er hinauskam zum Haus und hinunter von der Tde, das wußte er nicht; aber mitten im Wald stand er wieder und wieder still und schüttelte den Kopf.

Einmal sagte er ganz laut: „Fischer, du bist ein Narr oder wirst einer.“

Die Dohofleute standen lange noch vor ihrer Türe. Die Bärbel hielt ihre Kleph auf dem Arm, und das Mohle umbellte die drei.

„Der weiß, wo er mit uns dran ist,“ sagte trotzig das Weib, „und das mit der Hochzeitschenke hab' ich ihm auch hing'rieben.“

„O Weib!“ sagte der Hans Adam, spuckte in die Hände und ging wieder hinter seine Kartoffeln.

Wieder war sie da, die trübselige Zeit, wo in die tiefen Täler des Schwarzwalds kein Sonnenstrahl hinabreicht. Kalte Nebel streifen zwischen den Bergen schwarz waren die Nächte, grau die Tage. Wehe dem, der zu solchen Zeiten nicht inwendig Licht und Wärme und Sonne hat.

Der Herr des Fischerhofs hatte nichts von alledem. Scheu ging ihm sein Gesinde aus dem Weg, selbst der Hofsund schlüpfte in die Hütte, wenn der Herr vorüberging.

Und an einem bösen Sturmtag im späten November durchbröhte den Fischerhof ein scharfer Knall. Der Gutsherr hatte sich erschossen. Wohl flog es wie Schrecken und Grauen durch das weitläufige Haus; aber warme Tränen flossen nicht um den blaffen Mann mit der blutenden Stirne.

Der Haushalt flatterte auseinander wie Spreu, wenn der Sturm darüber kommt. Im Fischerhof suchten die Mäuse und stöberten die Gerichtsherren.

Auf dem Gericht der nahen Stadt lag ein Testament, das um drei Jahre zurückdatierte. Es war ein seltsames Nachwerk voll Menschenhaß und -verachtung: „Mein sämtliches Hab und Gut, bis an zehntausend Mark bares Geld, die dem Patentkind meiner verstorbenen Tochter, Kleopha Barbara Blochmann vom Odhof, gehören sollen, vermache ich demjenigen unter meinen gesetzlich Erbberechtigten, der noch nie ein Weib betrogen hat. Ist kein solcher darunter, so soll derjenige Haupterbe sein, der noch nie von einem Weib betrogen wurde. Ist auch von dieser Sorte keiner zu finden, so soll alles zu Geld gemacht und damit die Prozeßkosten bezahlt werden, die über der Ermittlung der vorgenannten Erben entstanden sind.“

Die Herren, die dieses lasen, lächelten und zuckten die Achseln.

Im Fischerhof aber, im Schreibtisch des Hausherrn, fand sich ein neues Testament, vom September des laufenden Jahres datiert:



Der arme reiche Gutsherr starrte das Kind an.

„Meinen gesamten Besitz, beweglichen und unbeweglichen, vermache ich dem Patentkind meiner verstorbenen Tochter, Kleopha Barbara Blochmann, Tochter des Hans Adam Blochmann vom Odhof. Und zwar soll die Nutznießung von allem den Eltern des Mädchens zustehen, bis zum ersten Jahrestag der Hochzeit besagter Erbin.“

Dem Franz von Stolte, einem früheren Volontär und weitläufigen Verwandten von mir, soll der Revolver zukommen, mit dem ich mich demnächst erschließen werde. Ich weiß und will, daß der Herr zu seiner Zeit dessen auch benötigen wird.“

Wieder schüttelten die Gerichtsherren die Köpfe. Der Tote war offenbar ein Narr gewesen.

Und dann begannen die Prozesse. Fünf, sechs gewandte Advokaten verdienten ein schönes Geld dabei.

Auch jener frühere Volontär und weitläufige Verwandte machte seine Ansprüche geltend; aber nicht des Revolvers halber. Der Herr suchte dem Gericht zu beweisen, daß sein Vetter, der Erblasser, schon vor sieben Jahren, als er, Franz von Stolte, Volontär bei ihm war, total verrückt gewesen sei.

So habe er zum Exempel einmal ihn mit der Hundspeitsche in der Hand zwingen wollen, das verstorbene Fräulein Kleopha zu heiraten.

So blieb denn zuletzt kein Zweifel, daß die beiden Testamente, weil von einem Geisteskranken verfaßt, als ungültig umzustosen seien.

Lachende Erben und lachende Advokaten verteilten den schönen Besitz, und der Fischerhof ward ein Wirtshaus.

Auf dem Odhof wuchs indessen des toten Gutsherrlein's Patentkind daher wie ein wurzelstarkes Pflänzchen im richtigen Erbreich. War mancher unter des erschossenen Mannes Erben, der mit seinem Teil weit weniger zufrieden war als das barfüßige Kind auf der Ode, das leer ausging beim Zerreißen des Fischerhofs.

Wohl hatte das wilde Dirnlein auch seine Sorgen und Händel; aber die Advokaten verdienten nichts dabei.

Wenn die mutwilligen Geißen der Kleph die schönsten Löcher in den Rock rissen, wenn das Mohrle über die frisch eingesäten und bepflanzen Gartenbeete jagte, weil in den schmalen Wegen das Kind umhertollte — dann mußte das Mädel den bösen Handel ganz allein vor der Mutter ausfechten. Und mit den großen, lautlos und schwer fliegenden Schmetterlingen am Waldsaum, den fröhlich gaukelnden kleinen Faltern auf der Heide, den summenden Bienen am wilden Thymian hatte man auch seine liebe Not, weil sich keines wollte fangen lassen und noch weniger seinen Namen verraten.

Aber wenn der Abend kam und die Kleph gähnend und mit müdgelaufenen Beinchen tief in die Federn sank, dann waren all die Nöten des Tages vergessen und die hellen Kinderaugen fielen oft zu mitten im kurzen Nachtgebet.

Beim Hans Adam und der Bärbel war es gerade umgekehrt in der Zeit, so lange die Streitereien um den Fischerhof währten. Beim Tag war die Arbeit da und das rastlose „Teufele.“ Aber in der stillen Nacht, wenn man so gar nichts zu tun hatte, als unter der rotgewürfelten Decke zu liegen und auf die bohrenden Holzwürmer im alten Gefäßer zu horchen, dann kamen unbetene und ungewollte Gedanken und Sorgen.

Zehntausend Mark im einen Fall, — noch viel mehr im andern Fall, — gar nichts im dritten Fall. — Nicht ein armer Geißbauer vom hinteren Wald allein wäre da schlaflos gelegen.

„Hans Adam, wachst?“ klang es leise durch die Kammer.

„Wohl, wohl.“

„Wenn's nur zu einer Kuh langen tät.“

„Wohl, wohl.“

„Prozessen tun wir aber nicht.“

„Beileib' nicht.“

Lange blieb es jetzt still in dem dumpfen, schwarzen Raum. Unten im Stall hörte man die Geißen sich rühren, und am Fensterladen rüttelte der Wind der Höhe.

„Bärbel, es ist kein Segen auf dem Geld vom Fischerhof.“

„Kommt drauf an, wer's hat.“

„Ich streit' nichts 'raus und lass' mir nichts nachsagen.“

„Aber nehmen tu's, wenn sie dir's geben wollen.“

Der Bauer gab keine Antwort. Es schien ihm wohl wenig glaublich, daß er sich für einen solchen Fall würde zu entscheiden haben.

Zwischen seinen vollen Federkissen rührte sich jetzt das Kind. Hell und fröhlich lachte es im Schlaf, wie schon oft in diesen Nächten, da die beiden wachend lagen.

„Will dir was sagen, Bärbel,“ begann der Mann leiser als zuvor. „Zehn Jahr' lang haben wir auf ein Kind gewartet. Ist keins gekommen. Wenn eins gekommen wär', meinst, es hätt' einen Stumpen Geld mitbracht oder eine Kuh oder ein Stück Ackerfeld? Schätz' wohl, nicht. Und das Klephle soll sein wie unser eigen Fleisch und Blut, nicht anders. Wenn's reich wird, dann ist's unser eigen Kind nicht mehr.“ Der Bauer legte sich auf die Seite, daß das Bettstroh knisterte, und schlief ein, ohne auf seines Weibes Antwort zu warten.

Vor Gericht mußte der Bauer und zum Pfarrer. Die Herren redeten sich in die Hitze, sagten, sie meinten es gut und sprachen vom Prozessieren. Andere redeten sich auch in die Hitze, meinten es ebenfalls gut und rieten zum Bleibenlassen.

Der Bauer nickte dahin und nickte dort, in. Aber die Narrheiten des Testators hätte er wohl manche Auskunft geben können; aber es schien ihm ein ungutes Ding, wie der Tote dereinst gesagt hatte, in dem alten Schlamme zu wühlen. Und den höchsten, den sichersten Trumpf hätte der Hans Adam ja doch niemals ausspielen können, ohne sein Klephle, sein Teufele, wurzelloeder zu machen auf der Erde da droben. Und wie leicht geht eine Pflanze ein, wenn man die Wurzel nicht in Ruhe läßt.

So ging die Sache den gewesten Weg.

„Dieser Hans Adam Blochmann vom Odhof ist der erste Bauer vom hinteren Wald, der das Prozessieren scheut, wenn es dazu noch um Geld geht,“ sagte einer der Advokaten in der Herrenstube des Dohsen im Pfarrdorf, wo die Herren einmal wegen der Sache zusammengekommen waren.

Die Dohsenwirtin stellte eben einen Schoppen Neuen vor den Sprecher. Sie wischte sich die nassen Hände an der Schürze ab und meinte: „Beim Hans Adam spukt's eben auch, sonst hätt' er schon sein Mäble nicht Kleopha taufen lassen, der Narr.“

„Ist leicht der Dümms!' auf dem ganzen hinteren Wald,“ warf der Polizeidiener ein, der unter der Türe horchte, wie es seine Gewohnheit war vom Rathaus her, „wenn so ein Stoffel nie in d' Welt 'naus kommt, fehl'ts ihm halt an der Kurvasche.“

Der Abgott.

I. Ein herrlicher Tag.



in herrlicher Tag! Sonnig strahlendes Maiwetter herrschte nach langer, häßlicher Winterzeit; der kühle, regnerische April hatte alles zurückgehalten, Blätter und Blüten. Nun waren alle Keime und Knospen auf einmal unaufhaltsam hervorgebrochen: die Wiesen wurden grün und die Buchenwälder schlugen aus, die Veilchen dufteten noch märzenfrisch im sprossenden Gras an den Rainen, Kuckucksblumen und Himmelschlüssel lachten am Waldsaum, die rosafarbigen Pfirsichbäumchen wetteiferten an Pracht mit den grünlichweißen Pflaumen und Zwetschgen, die zarten Kirschblüten mit dem kräftigen Weiß der Birnbäume, sogar die rötlichen Apfelblüten wagten sich schon heraus. Die Bienen und Hummeln wußten gar nicht, wohin sie sich zuerst wenden sollten, und summten laut vor Arbeitseifer, die Waidfäer taumelten trunken von Blütenduft in den Zweigen. Allerlei Schmetterlinge flatterten über die saftigen Kleeäcker, in der klaren, warmen Luft geigten die Mücken; Eibehsen sonnten sich an den glutheißen Steinen, im Gebüsch jubilierten die Finken, und zum sonnig-blauen

Himmel kletterte die Lerche trillernd empor: es sang und es zwitscherte rings von allen Zweigen, als wüßten sich die Vögelein gar nicht zu helfen vor lauter Lenzeslust. Ein herrlicher Tag!

So dachten auch die Menschen, und sie waren am Maiensontag nachmittag herausgeströmt zu Hunderten und Tausenden, aus den dumpfen Stuben und muffigen Mauern ins Freie gezogen mit Kind und Regel; auch sie hatten sich festlich geschmückt zur herrlichen Frühlingsfeier, Männlein und Fräulein gleich wie die blanken Käfer im glänzenden Bratenrock und wie die Schmetterlinge im leichten lichtfarbigen Ballkleid. Und auch bei ihnen summt es und sang es, bei den jungen aus voller Keh! und frischer Brust, und bei den älteren im frohen Gespräch oder auch in stillvergnügtem Lächeln: ein herrlicher Tag!

Am vergnügtesten aber unter all den vielen Spaziergängern auf dem gartenumkränzten Ballweg schien eine kleine Gruppe, welche leuchtenden Blickes dahinzog. Ein sehr elegantes Kinderwäglein mit einem brallen, pausbäckigen Burtschen drinnen, wurde von einem kleinen, schlicht gekleideten Mädchen geschoben, das man für ein Kindermädchen hätte halten mögen. Das Wäglein war mit Blüten geschmückt und der kleine spielte mit den Blumen; daneben ging ein auffällig schönes und für sein Alter großes Mädchen her, mit Lederhandschuhen und buntem Sonnenschirm; hinterdrein folgten Vater und Mutter: er ein großer, hagerer Mann, etwas schief gezogen, offenbar von der Federarbeit am Schreibpult, sie ein kleines Weibchen mit seinem, gescheiten Gesicht. Beide schienen zu alt für die Mädchen und vor allem für das kleine Nesthäkchen; aber die Ähnlichkeit des Vaters mit dem größeren Mädchen und der Mutter mit dem kleinen war nicht zu verkennen. Die beiden Eheleute führten sich bräunlich-zärtlich am Arm. Zärtlich und verklärt aber blickten sie auf den jungen Stammhalter in dem Wäglein. Für sie schien all die Frühlingspracht um sie her nicht zu existieren und alle Menschen nur da, um ihr Kindein zu bewundern. Sie waren in ihren Gedanken und Gefühlen ganz benommen von dem Buben, der allerdings wie ein kleiner Frühlingsgott in dem hübschen Wäglein lag; ihm schauten sie ins blühende Angesicht statt den blühenden Sträuchern und Bäumen; ihm lauschten sie, wenn er lachte, statt auf die Nachtigall, die im Gebüsch des Schloßgartens schlug. Jeden Vorübergehenden schienen sie mit ihren Blicken aufzufordert, das Kind in dem Wagen anzustarren. Wenn ein Spaziergänger mit seinem Blick das hübsche kleine Menschenkind streifte, so strahlten sie vor Stolz; und sie bemerkten nicht, daß die Leute doch hinter ihrem Rücken lächelten über die in ihren Spätling verliebten Alten. Auch wohl ein mißbilligendes Nieselzucken erfolgte über den Lurus, den sich die Altwarenleute mit dem vergoldeten Kinderwäglein und seiner gestickten Seidendecke erlaubten. Aber die Eltern fühlten und sagten es sich im süßen Gefühl eines Triumphes: ein herrlicher Tag!

Es war ja auch so: eine Glückszeit erlebten sie jetzt, wie sie's kaum hoffen konnten. Lange hatte es ge-

dauert, bis die beiden Leuten zusammengekommen waren. Der lange Meinhard hatte sich anfangs nicht getraut, überhaupt zu heiraten, und erst gar noch um die stolze Henriette zu werben, des Nachbars Kind von „besseren“ Leuten, — und sie, die früh verwaiste Amtmannstochter, hatte sich auch gar lange nicht entschließen können, bis sie den schöngewachsenen Subalternbeamten nahm. Aber es war doch eine glückliche Ehe. Auch ein Kind kam nach, fast unerwartet: die hübsche Mathilde; weniger willkommen war ein zweites Mädchen, die zarte Gertrud; den Gipfel alles Glücks aber erreichte das Ehepaar, als gar noch ein Stammhalter eintraf, ein Sohn, den namentlich die Mutter fast mit krankhafter Sehnsucht erwartet hatte. Weil er nicht als zweiter eintraf, war die kleine Träudel als unbequemer Gast in der Familie angesehen und mußte es büßen, daß sie ein Mädchen war, und dazu nicht einmal ein schönes. Nun aber war der sehnlichst Erwünschte doch noch gekommen; ihm war der schönste Name gegeben, den sich die Mutter erdenken konnte: Adalbert, und die schönsten Häubchen, Zäckchen und Deckchen bereitet: er erhielt die zärtlichsten Kosennamen, die eine Mutter erfinden kann, und die zärtlichste Behandlung, deren nur eine Mutter fähig ist. Und heute an dem ersten sonnigen Frühlingssonntag hatten die erfreuten Eltern ihren Erbprinzen der Welt zeigen können. Als sie in ihr Häuschen am Graben heimkehrten, empfing zwar die alte Ursel den goldigen Schatz mit bösem Gesicht und vielleicht mit einem unwilligen Stumper auf den weichen Teil seines Daseins, und die Nachbarnsleute sagten spottend hinter den Gardinen zueinander: „Da kommt der Abgott!“ Aber die zwei Alten erklärten vom heutigen Auszug: „Ein herrlicher Tag!“

2. Die schwerste Stunde seines Lebens.

Das würde die schwerste Stunde seines Lebens, erklärte der Altuar Meinhard. Er sollte nämlich der alten Ursel kündigen. Er. Eigentlich hätte sie es tun sollen, die Frau Henriette; denn sie wollte es haben; ihm wäre es noch lange recht gewesen. Aber die Frau Meinhard war gewohnt — sie war zu empfindlich für so etwas — solche schweren Dinge dem starken Geschlecht zur Pflicht zu machen. Und es war wirklich ein schweres Ding. Die Ursel war ein Erbstück von dem Haus der seligen Eltern der Frau Altuar; ja sie hatte Mutterstelle an ihr vertreten, als die Mutter krank und nachdem sie tot war. Dann war sie um gar geringen Lohn in die junge Haushaltung des Ehepaars eingezogen, denn die schwächliche junge Frau brauchte eine solche starke Stütze, namentlich als die Kinder kamen. Sie hatte die Haushaltung verständig und getreu, wenn auch etwas selbstherrlich geführt. Jetzt ist sie überflüssig geworden, meinte die Hausfrau. Die Kinder wüchsen heran und kosteten Geld, namentlich die Thilde, welche die höhere Töchterschule besuchte, denn sie war zu etwas Höherem bestimmt. Die kleine Träudel sollte sich für die Haushaltung vorbereiten und könne da das Nötige tun, sie hätte Geschick dazu und habe auch unter der Leitung der Ursel schon so viel

gelernt. Auch habe sie Zeit, da sie nur die paar Stunden in die Volksschule zu gehen brauche; die nehme das Mädchen nicht zu sehr in Anspruch, denn Träudel habe einen guten Kopf, wie nicht sie selber, und sie lerne leicht.

Das waren die Gründe, welche Frau Henriette ihrem Manne vorsahe. Was sie nicht sagte, war freilich etwas anderes: die Urjel konnte den kleinen Adalbert nicht leiden; ja sie mißhandelte ihn, d. h. sie wollte den Buben nicht mit verwöhnen helfen, und wenn er sich ungezogen und ungebärdig benahm, beging sie sogar das Staatsverbrechen, gab ihm mit ihren knochigen Fäusten Knüffe und Ohrfeigen, kräftiger als einst den beiden Mädchen und der Mutter selbst, denn es sei ein Bub', und ein ungezogener dazu, erklärte sie. Diese Prüge taten aber der Mutter viel mehr als einst ihre eigenen, und weil Urjel nicht von diesen handgreiflichen Eingriffen in die Erziehung des Sohnes vom Hause lassen zu wollen erklärte, mußte sie aus dem Haus. Das war der Grund, den Frau Henriette nicht sagte, den aber Herr Meinhard doch wußte, und zwar war es der Hauptgrund. Aber darum wurde ihm eben die schwerste Stunde seines Lebens nicht leichter, sondern erst recht schwer.

Aber sie ging doch viel leichter vorüber, als er gedacht hatte. Der Herr Aktuar sagte eines Nachmittags, als Frau Henriette in der Kaffeewisite war, mit vieler Beredsamkeit und noch mehr Güte der alten Urjel die Gründe der Frau Henriette für ihre Kündigung her. Da brach sie nicht, wie er erwartet hatte, in eine Flut von Vorwürfen aus, sondern sie sagte nur: „Sie dauern mich, Herr Aktuar. Wenn Sie nur nicht auch einmal aus dem Hause müssen vor Ihrem Abgott.“ Dann machte sie noch ruhig die Küche fertig, ging in ihre Kammer, packte ihre Sachen und ging. Thilde sah ihr sehr, Adalbert triumphierend nach, Träudels Augen wurden feucht; Urjel streichelte ihr das feine Gesichtchen mit ihren groben Händen und sagte so weich wie möglich: „Arme Aischenputtel!“ — sonst nichts. Dann schritt sie aus dem Haus. Als Herr und Frau Aktuar heimkamen, war die Urjel fort. Sie waren zwar beide froh, daß die unbequeme Alte weg war. Aber das Gewissen schlug sie doch, und wenn sie's auch nicht sagten, sie fühlten's: heute war die schwerste Stunde ihres Lebens.

3. Die Frau Kat.

Es ging auch wirklich ohne die Urjel; Frau Meinhard hatte es ja gewußt. Träudel hatte in der Tat ein gar großes Geschick für die Haushaltung. Es flog ihr alles von der Hand. In Stube und Küche war kein Untadelchen; der kleine Adalbert war gut versorgt. Vater und Mutter hatten alles nach Wunsch und zur Zeit; Mathilde konnte sich ganz der Bildung widmen, wie's nur einer höheren Tochter geziemt. Ja, ja, die Frau Aktuar war eine geschickte Frau und Menschenkennerin, und was sie wollte, das war recht und gut. Zwar die Träudel hatte gemeint, das beste sei, wenn sie Lehrerin würde; ihr höchstes Glück wäre

Lernen und Lehren, wenn es sein könnte. Aber was weiß so ein junges Ding, wozu sie gut ist und was ihr gut ist? Wozu sind denn die Eltern da, als zu bestimmen, was das Beste ist für ihre Kinder? Jetzt zeigte Träudel, wozu sie geschaffen war. Und sie fügte sich auch darcin, weil's nicht anders war.

Freilich ertrappte die Mutter manchmal das Töchterlein über einem Buch; ja, sie entdeckte sogar, daß die Träudel die französischen und englischen Präparationen Thildes, die als altes Papier in der Küche verwendet wurden, auswendig lernte. Aber da dies heimliche Studieren ihrer Kochkunst keinen Eintrag tat, so lächelte die Mutter über diese törichtigen Liebhabereien ihrer Tochter und ließ sie gewähren. Einmal allerdings war Frau Henriette verwundert über ihre kleine Tochter. Die Mutter, welche ihren Liebling möglichst vornehm erziehen wollte, setzte durch, daß die gelehrte Thilde mit dem kleinen Adal französisch parlierte, ehe er recht deutsch konnte. Da merkte sie nun, daß die Träudel ebenso geläufig französisch sprach wie die Thilde, und da der Bub ein rechter Küchenfritze war und ständig um Träudel herumtrich, so lernte er von dieser mehr als von der älteren Schwester. Da wider konnte die Mutter nun auch nichts haben; im Gegenteile.

Freilich, die Leute schüttelten den Kopf über den kleinen Französling. Zwar, daß die Nachbarskinder nichts von dem ausgeputzten Büschlein wissen wollten, war der Mutter ganz recht: Adal sollte nicht durch die schlechten Manieren der Kleinkinder verdorben werden. Aber daß sie ihn hänselten und ausspotteten, statt bewunderten, das verdros sie gar sehr, und ihn nicht minder. Sogar Schimpfwörter und Steinwürfe mußte das feine Söhnchen aushalten, und die Art, wie er sich rächte, trug auch nicht dazu bei, Frieden und Freundschaft zu mehren. Der Herr Aktuar mußte einmal auf Andringen der Frau Mama den Nachbarskindern die Leuten lesen. Da erfuhr er nun zu seinem Schrecken, daß der kleine Adal den Nachbarn die Zunge herausgestreckt habe. Ihr Adalbert und die Zunge herausstrecken! Die Frau Henriette traf fast der Schlag; wo er das gelernt hatte? Aber auch sonst hatten die Aktuarleute manchen Kummer. Der heranwachsende Adal rupfte dem Nachbarsbuben die schönste Feder aus, um seinen Hut zu schmücken; er kletterte über den Zaun und stibigte die ersten reifen Aprikosen. Sie schmeckten besser als die gekauften, erklärte der kleine Spitsbube. Die Mutter mußte sich demütigen und der Va er Entschädigung leisten für die Untaten ihres Lieblings. Ja, was das Schlimmste war: Vater und Mutter bekamen sogar manchmal unter sich Differenzen wegen des Buben — etwas ganz Unerhörtes, seitdem sie besammen waren, und man sah öfters die beiden Leute ausgehen, ohne daß sie Arm in Arm wandelten.

Endlich — am selben Tag, als der Aktuar Kanzleirat wurde — kam der Bube ins Gymnasium. Das war ein stolzer Tag: die erste Staffel zum künftigen Ministerseffel war erstiegen. Aber mit diesen glänzenden Ausichten kamen auch neue Sorgen. Die latei-

nischen Schulmeister der alten Zeit waren gewiß recht menschenfreundliche Leute. Sie wollten die Buben zum Latein mit allerlei guten Sachen locken; daher wählten sie mensa „der Tisch“ und amo „ich liebe“ als Wörter der ersten Deklination und ersten Konjugation. Die guten Leute irren sich aber: bloße

Schulkyrannen; das war der Professor. Das machte aber die Sache nicht besser, sondern nur noch schlimmer; der kleine Faulpelz wurde in seiner Trägheit noch bestärkt, und der Professor in seiner „Tyrannei“.

Seitdem brütete nun Frau Henriette über einem neuen Plan und brachte dafür viele triftige Gründe vor: in Gründen war sie besonders stark. Die Kleinstädtereier war ihr auf einmal völlig verleidet, und sie schlug Verfehlung und Umzug in die Großstadt vor. Das Leben dort sei auch nicht teuer und biete so viele Gelegenheiten, sich anzuregen, zu bilden, vorwärts zu kommen. Dort könne man auch etwas in ihr gelten als hier, wo jeder einem in den Taschen und Geldbeutel und Laufschein hineinguckte; die Thilde wachse zu einer Schönheit heran. Das gelte in dem Städtlein nichts, aber in der Großstadt könne sie ihr Glück machen. In einer großen Lehranstalt endlich werde auch nicht darauf gesehen, ob ein Schüler ein Amtmannssohn oder Altkvarskind sei, sondern allein auf die Begabung. Dort habe man auch nicht so viele kleinliche Streitereien und Aerger mit den Nachbarn. Kurz, in der großen Stadt da sei es ganz anders, schöner und besser.

Den Kanzleirat kostete es einen harten Kampf: aus dem Häuschen wegzuziehen, das er sich hier gekauft, und das Gärtchen aufzugeben, in dem er so gerne spazieren ging, wenn er's auch in sechs Schritten mit seinen langen Spazierhölzern durchmessen hatte. Und dafür in eine enge Mietwohnung im fünften Stock mit einem dumpfen Schacht als Luft- und Lichtquelle! Und fort dann aus den lieb gewordenen Gemohnheiten, von den Kollegen und Bekannten! Es war hart. Aber es mußte sein. Er mußte wollen, was Frau Henriette wollte, das wußte er, und ergab sich endlich drein. Es war ein Trost, daß das Häuschen und der Garten nicht verkauft, sondern nur vermietet wurde, da konnte man am Sonn- und Feiertag herauskommen in der Sommerszeit oder doch an die Blüten und Früchte denken.

In der Hauptstadt ging es soweit auch ganz gut. Freilich brauchte man da etwas feinere Möbel und Kleider; ohne Hut und Handschuhe konnte man nicht ausgehen; statt des Launmädels mußte für die gröberen Arbeiten, die sich für eine Kanzleiratsd Tochter doch nicht schickten, eine regelrechte Monatsfrau angestellt werden. Und der Primaner, welcher den lässigen Studenten vorwärtschieben sollte, forderte statt fünfzig Pfennige den unvershämten Preis von zwei Mark die Stunde. Da gab es lange Gesichter. Denn ohne das Vorkauen konnte der verwöhnte Wagen Adals die groben lateinischen Brocken absolut nicht vertragen. Da erklärte sich aber die gute Trändel dazu willens und im stande. Sie war doch wirklich ein Mädchen für alles. Also lernte sie mit dem Brüderlein Studio Latein und lockte ihm die rohe Kost hübsch weich und würzte sie mit allerlei witzigen Pfefferkörnern und angenehmen Rosinen von Anekdoten. Das machte ihr selber Freude, wie alles, was sie tat, und es hatte auch einen schönen Erfolg: der Junge kletterte doch immer an den obersten Sprossen



Da der Bub ständig um Trändel herumstrich, so lernte er von dieser mehr als von der älteren Schwester.

Wörter stillen weder die Gflust noch die Liebessehnsucht der Jugend. Der Tisch ist gewiß ein verlockendes Ding für einen Knaben, wenn etwas zum Schnabulieren drauf steht; aber für so ein kahles Wort ohne Butterbrot und Aepfel ist ein Bube schlecht zu haben. Und amo, amas ist einem lateinischen Abschützen noch ganz gleichgültig; eher zieht ihn schon das Gegenteil an: „ich hasse“ und „ich haue“; dies konjugiert aber — die Lateiner und Griechen wissen's — viel schwieriger und kommt erst später.

Das traf auch bei dem Junker Adalbert zu, der ohnedies gewohnt war, nur spielend sich zu beschäftigen. Er hatte freilich ein ganz helles Köpfschen; aber von selbst geht auch in ein solches nichts hinein, und ohne Latein war's nun einmal mit dem Ministerposten nichts. Das gab nun allerlei Verdruss, Nachfragen und schlechte Noten; und der zukünftige Minister ging noch viel unlieber in die Schulstunde, als der wirkliche Minister in eine Kammer Sitzung, wo die Opposition auf ihn lauert, um ihm bei der Position „Ministergehalt“ das Fell zu zerzaufen. Daheim wurde dann gemammert und auch gescholten über den

der gymnastischen Rangleiter herum, wenn er nicht etwa einmal durch irgend einen Fehltritt hinunterpurzelte. Als der junge Lehramtspraktikant Fassinger dahinter kam, daß ein Mädchen den Schlingel so in die Höhe brachte, war er ordentlich ärgerlich über diese Lehrpfuscherei; aber er schaute doch gelegentlich, sogar angelegentlich nach dem Blaustrumpf um, und war sehr verwundert, ein so unscheinbares Kindergesichtchen zu sehen, das allerdings gar geschickt dreinschaute aus seinen großen Augen.

Nach der üppig ausblühenden Thilde schauten freilich die Stadtjünglinge viel eifriger. Mit dem Umzug hatte Frau Henriette auch den Namen geändert, sie hieß jetzt Hilda — das klang schöner und vornehmer. Als sie aber eines Tages hinter ihrer stattlichen Tochter den bewundernden Ausruf hörte: „Eine wahre Brunhilde!“ und als sie erfahren hatte, daß sei der Name einer berühmten altdeutschen Götterjungfrau, da wurde dieser hochklingende Name angenommen und Thilde hieß jetzt Brunhilde. Frau Henriette aber gewöhnte ihre Monatsfrau und ihre Lieferanten, zu ihr und von ihr zu reden als „Frau Rat“. Die Leute brauchten nicht zu wissen und zu sagen, was für ein Rat ihr Herr Gemahl sei.

4. Unter die Krone oder die Haube?

Die Hauptforge der Frau Rat war nunmehr, die schöne Brunhilde unter die Krone zu bringen. Mindestens eine neunzackige mußte es sein; unter einem Grafen konnte sie es nicht tun; das war ihr Anseh, für den sie die stattliche Wallüre loszuschlagen wollte.

Aber es war eigen: auch in der Großstadt herrschen kleinliche Vorurteile vor einem hohen Stockwerk und einem niederen Titel; denn es gibt dort leider einen Adreßkalender, worin man nachschlagen kann, „was das für Leute sind“; man untersucht genau, ob sie in „die Gesellschaft“ passen, und über die Aufnahme in einen Verein wird sogar mit schwarzen und weißen Kugeln abgestimmt, wenn man überhaupt einen Protektor unter den Mitgliedern findet, der einen vorschlägt. Ja, wenn Fräulein Brunhilde eine hervorragende Sängerin gewesen wäre oder gar das Zeug zu einer Schauspielerin gehabt hätte! Die Frau Rat probierte auch das und wendete schweres Geld bei ersten Lehrerinnen an. Umsonst.

Allmählich mußte Frau Henriette schon von dem gehofften Brünzen und sogar von dem geforderten Grafen absehen und ihre Forderung auf eine Siebenzackige herunterzuschrauben, ja im Hintergrund stand schon der leise Wille, zur Not auch mit einer Fünfsackigen sich zu begnügen, wenn sonst alles recht wäre. Aber es vergingen Monate und Jahre, und der Rechte kam immer noch nicht. Allerdings schwärmten gar manche leichte Schmetterlinge um die schöne Blume; aber Frau Henriette wußte strenge jede bloße Liebelelei ohne ernste Aus- und Absichten fernzuhalten.

Mittlerweile erblühte die prächtige Mädchenrose immer mehr, und eines Tages bemerkte die Frau Rat mit leisem Schrecken: sie war gänzlich aufgeblüht; und wenn es soweit ist, geht es langsam, aber sicher

an ein Abblühen. Da hieß es rasch loszuschlagen in der günstigen Zeit, denn eine welkende Blume sinkt schrecklich im Preise. Die Kronenträume der Frau Rat waren mittlerweile zerflossen oder doch verschwommen in den Hintergrund getreten, und sie meinte schließlich, eine Haube tue es auch, wenn sie nur reichschafften vergoldet wäre.

In dieser Zeit fiel der scharf ausschauende Blick der Frau Rat auf den Herrn Kapscher.

Bei Herrn Kapscher war die alte Urjel als Haushälterin. Er hatte schon zwei Frauen „unter den Boden gebracht“; das waren freilich seine Ehefrauen. Die Urjel brachte er nicht hinunter. Im Gegenteil, eher brachte sie ihn hinunter; zwar nicht unter den Boden, aber auf den Boden vom harten Stuhl seiner Herrschaft. Er fürchtete sich vor ihr, und obgleich er recht gut mit ihr versorgt war, wäre er doch seine Aufwärterin auf eine gute Manier losgemorden. Aber geizige Leute sind diese hochklingende Name. Natürlich war er reich, sehr reich. Man wußte nicht, wie reich, nicht einmal die Urjel wußte es; er verstand es sehr gut, seinen Besitz zu verbergen. Er hatte es auch nötig, denn die Steuermänner gucken scharf auf die Finger, welche Geld zählen, und es gibt doch nichts Unangenehmeres und Ungerechteres in der Welt als Steuer zu zahlen, Ausgaben, für die man nichts bekommt und einnimmt. Und dann gibt es noch für einen geriebenen Geldmann allerlei heimliche Geschäfte, von denen niemand nichts zu wissen braucht, die man am liebsten unter vier Augen abwickelt, namentlich wenn man bloßer „Privatmann“ ist.

Von diesem soliden Rentner erfuhr die Frau Rat durch die alte Urjel; denn Frau Henriette trug dem Alten nicht nach, daß sie davongelaufen war, im Gegenteil, und die gute Urjel hatte auch ihren Groll gegen das große Pflegekind vergessen. Sie merkte auch bald, daß der Herr Kapscher sich „verändern“ wollte. Er ließ sich verlauten: er habe jetzt zwei vermögliche Frauen gehabt, denn darauf habe er in seiner Jugend sehen müssen; jetzt in seinen gezeigten Jahren wolle er auch einmal eine schöne haben; er könne sich das jetzt leisten. Er wolle nun auch einmal das Leben genießen.

„Das Leben genießen“, ein achtundsechzigjähriger alter Mann! Frau Henriette lachte in sich hinein und zitierte für sich und ihren Ehegatten den Psalm: „Unser Leben währet siebenzig Jahre.“

„Also auf Abbruch wollt ihr ihn heiraten?“ eiferte die alte Urjel, als sie die Absichten der Frau Rat merkte. „Da könntet ihr euch schön irren. Der überlebt euch alle. Weizhähle haben ein zähes Leben. Wollt ihr denn durchaus das unschuldige Kind an den alten Sünder verkaufen und es ins Unglück stürzen?“

Nein, das wollte Frau Henriette nicht, Gott bewahre! Nein, sie wollte sich den reichen Kapscher kaufen, sie wollte das Glück ihres Kindes. Wenn Brunhilde nach einigen Jahren als reiche Witwe da stand, dann konnte sie wählen, wen sie wollte. Ja, wen sie wollte; sie war dann eine gestandene junge Frau.

aber noch keine abgestandene. Und wie konnte sie ihre Familie erheben! Wie konnte sie besonders den jungen Adal in seinem Studium unterstützen, daß er glänzende Karriere machte entsprechend seinen glänzenden Anlagen? An die bissigen Reden der Urkel brauche man sich nicht zu kehren, man kenne ja schon ihre Art; und wenn sie abrate, so sei das begreiflich, sie wolle nicht gern bei dem alten Herrn die Herrschaft aus den Händen geben sowie die Aussicht auf ein ansehnliches Legat. Nein, durch solches Gerede dürfe man sich nicht abschrecken lassen; es sei ja immer so: die Menschen gönnten einem sein Glück nicht, und es sei ein altes Sprichwort: „Wenn jemand heiraten will, so wird sein Tadel mit Butten und sein Lob mit Fingerhüten gemessen“; umgekehrt wie wenn man stirbt. Herr Napscher sei ein freundlicher, ein gemüthlicher Mann; wenn man ihn ansehe, könne man gar nicht begreifen, daß ihm die garstigen Leute solche Sachen nachsagen. Er sei gewiß ein menschenfreundlicher Mann, der Leuten in der Not helfe, die dann aber ihm feind würden, wenn sie zahlen sollten — man wisse ja, wie das gehe.

Nein, eine solche schöne Gelegenheit dürfe man sich nicht entgehen lassen. Sie wenigstens wolle ihrer Tochter nicht vor ihrem Glück sein. Oder ob sie etwa nicht wolle?

Die Brunhilde wollte, sie wollte wollen, sie mußte wollen, wenn die Mutter wollte, das war sie gewohnt und der Vater auch. Am meisten dagegen wehrte sich unbegreiflicherweise die Träudel; sie hatte bemerkt, daß die Schwester für den jungen Professor Kassinger lebhaftere Empfindung hatte als für alle anderen bisherigen Bewerber. Träudel nun stupfte geradezu den Vater und die Schwester auf. Aber was verstand das dumme junge Ding von solchen Sachen? Sie, die gar nicht ans Heiraten denken sollte und konnte! Was ging sie überhaupt die Angelegenheit an? Oder war sie eifersüchtig auf die schöne Schwester und ihre schöne Zukunft? Sie hat hier nichts zu sagen, das wäre schön, wenn man sich auch noch von einem solchen Gännschen dreinreden lassen wollte. Nichts da; es wird gemacht, damit Punktum!

Das Punktum wurde gemacht, wie immer, wenn es Frau Henriette sagte. Es bestand in dem Ehevertrag, den der Herr und die Frau Rat möglichst sicher und schlaun anlegten. Dann kam auf das Punktum der Streusand — die Hochzeit. Ja, Streusand! wahrhaftig.

5. Ein Scheiterhaufen.

Es war jetzt ein behagliches Leben im Hause der Frau Rat; es blühte sich förmlich im schwiegerförmlichen Sonnenschein. Die Frau Rat merkte es und ließ es merken, daß sie die Mutter einer reichen, einer sehr reichen Frau sei; sie hielt es darum für Recht und Pflicht, sich seiner zu kleiden; und auf so etwas verstand sie sich. Sie hob den Kopf höher und schien größer geworden zu sein; stattlich und würdig schritt sie an der Seite des Ehegemahls, man sah's ihr an,

daß sie, wenn auch nur mittelbar durch die Hand ihrer Tochter, die Gebieterin über dreiviertel Millionen sei. Um so kleiner und hagerer schien der lange düre Kanzleirat zusammenschrumpfen. Machte es die moderne schwarze Gewandung, die er jetzt trug statt des altmodischen braunen langen Rockes? Er versuchte es scherzend zu erklären, daß alle Schreiberseelen krumm würden und in den Boden wüchsen. Es war ein sehr frostiger Scherz; ein sprühender Wit konnte aus dem trockenen Mann überhaupt nicht herausgeschlagen werden.

Blühend aber schloß neben den alten Leuten die Gestalt des jungen Adal auf, ein männliches Seitenstück seiner schönen Schwester. Seine Jugend vor allem schien vergolbet von dem Glanz der reichen Verwandtschaft. Noch in der letzten Gymnasialzeit durfte er sich alles Sports erfreuen: Radfahren selbstverständlich, dann Laufen, Fechten und Tennis; sogar Reiten. In einer geheimen Schülerverbindung, welche die Freuden und Sitten des Studentenlebens vorauskostet, war er der Häuptling und erhielt dazu von den Eltern, die stolz auf diese Ehre waren, Haus Schlüssel und Geld. Jetzt ging's auf die Hochschule. Natürlich sprang er in das nobelste Korps ein, wo der junge Adalbert bei reichlichem Wechsel der Duzbruder von Freiherrn und Baronen, Minister- und Excellenzenweitem werden konnte: das trug sich schon aus. Die Eltern glaubten gerne die Sage, daß diese vornehme Verbindung das Monopol auf die höchsten Staatsstellen habe; denn die alten Korpsbrüder protegierten ihre jungen so gut wie die Freimaurer. So sagte der Sohn, und die Eltern sagten es nach. Freilich der Wechsel von daheim langte lange nicht; dazu hätte die dreifache Kanzleiratsbesoldung nicht gereicht; da mußten nun andere Wechsel helfen, die der Junge selber ausstellte an willige Gelbleute, welche den reichen Schwager kannten — aus der Konkurrenz. Ja, der Adalbert war ein flotter Student; und wie stolz waren die Eltern auf den schmutzen Burschen und seine vornehme Bruderschaft! Stolz war auch die kleine Schwester, die arme Nischenputtel, auf den Bruder, aber nur mit Bangen. Mit geheimer Angst betrachtete sie auch das „Glück“ ihrer schönen Schwester. War sie denn durch ihr Schicksal so verschüchtert und verängstigt, daß sie sich an nichts recht freuen konnte, daß sie überall Schlangen im Paradiese und Würmer in den Früchten wittern mußte? Und sie hatte doch einen Vorteil an den Veränderungen in der Familie; für die Schwester brauchte sie nicht mehr zu nähern und zu striden, für den Bruder auch nicht, denn der bezog alles aus den feinsten Geschäften der Universitätsstadt. Da konnte Träudel nun nach Herzenslust lesen, und zwar nicht mehr, was und wie sie, d. h. ihr Bruder, mußte, sondern was und wie's ihr Vergnügen machte: ihre lateinischen und griechischen Klassiker ohne Grammatik und Wörterbuch, und englische und französische Romane, die deutschen großen Dichter ohnedies.

Für den jungen Haushalt der Schwester hatte Träudel nichts zu sorgen. Es war alles in Hülle

und Fülle da. Die Ursel hatte zwar erklärt, keinen Tag bleibe sie länger im Haus, sie möge den Jammer und das Elend einer solchen Ehe nicht ansehen. Aber Träudel hatte ihr zugeredet, um Gottes willen der Schwester zuliebe doch auszuhalten. Und Ursel blieb der Träudel zuliebe und erleichterte der jungen Frau ihren neuen Stand. Daß natürlich auch die Mutter viel in dem verwandten Hause vorsprach, verstand sich von selbst; nur zu viel. Was Ursel nicht gelang, das brachte der Schwiegerjohn zurecht. Ja, ja, Herr Kapscher war ein gar höflicher Mann, er wußte viel leichter als die brummige Alte in aller Güte und sanftmütigen Entschiedenheit die Schwiegermutter allmählich fernzuhalten von allem Dreinregieren in den fremden Haushalt; ja sie erlebte das Unerhörte, daß die junge Frau die Mutter sogar selbst bat, von solchen Veruchen abzustehen.

Mit Thilde — sie hieß jetzt wieder Thilde — war's eine eigene Sache. Sie war ein Kind, ein gutes, folgsames Kind. Aber nicht heiter und fröhlich wie ein Kind. Die Mutter hatte mit ihr stets Staat gemacht, und Staat mußte sie auch anlegen, Kleider und Schmuck, Staat war auch ihre Bildung, ihr Wissen und Können, ja ihre Vergnügungen und Lustbarkeiten: das alles hatte sie gehorsam getan und geduldet zu dem höheren Zweck, den die Mutter damit verfolgte. Jetzt war es zwecklos. So hatte Thilde auch kein Interesse mehr daran. Ein Haus machen sollte sie, meinte die Frau Mutter; aber für wen? Sie hatte keine Freude daran und ihr Mann noch viel weniger. — Was sonst? Sie wußte nichts mit sich und dem Leben anzufangen. Sorgenlos zu sein ist ebenso gefährlich, wie wunschlos. Die junge Frau klagte nicht, aber sie war unglücklich. Das sagte ihr trübes Gesicht, ihre freudlose Stimme. Sie langweilte sich, sie sehnte sich nach Vergnügungen; Theater, Konzerte, Bälle, Reisen, das sei ein wohlhabender Ehemann seiner jungen Frau schuldig, setzte die Schwiegermutter dem Schwiegerjohn auseinander. Aber der alte Egoist meinte: Zu ihrem Vergnügen habe er keine Frau geheiratet und noch weniger zum Vergnügen anderer Leute, sondern zu seinem. Sie solle musizieren, singen, plaudern, ihn pflegen, da würden ihr die Grillen schon vergehen.

Sie vergingen aber nicht, trotzdem sich Thilde anstrengte, seinem Willen zu leben, denn sie fürchtete sich vor ihrem Mann. Ihre farbigen Wangen wurden bleich, ihre runden Formen eckig, ihre hohe Gestalt sank zusammen. „Es wird was anderes sein,“ erklärte Frau Rat und richtete sich in ihren Gedanken darauf ein. Sie trug ihren Kopf noch stolzer und zuversichtlicher. Es war aber auch etwas anderes, als sie dachte.

Eines Tages kam Ursel ganz verflört ins Weinhardtsche Haus, um die Frau Rat zu holen: „Die Thilde ist so kurios, sie redet nichts, ist nichts, tut nichts, sie stellt sich tot.“

„Hat er sie mißhandelt?“

„Mißhandelt nicht; dazu ist er zu höflich. Ich glaube auch nicht, daß etwas Besonderes vorgekommen ist. Ihr Zustand —“

„Ja, ja, ihr Zustand,“ tödnete Frau Henriette. Und sie eilte hin. Thilde lag auf dem Bett im weißen Hochzeitsgewand, ausgestreckt wie eine tote, sie regte sich nicht, redete nicht, obwohl man deutlich merkte, daß sie atmete und alles hörte. Als Herr Kapscher ins Zimmer trat mit dem sanftesten Gesicht von der Welt, ging ein heftiges Zucken durch den Körper der Daliegenden, und leicht hob sich die Hand wie zur Abwehr, er mußte wieder gehen. Aber auch Frau Henriette brachte nichts aus ihr heraus. Der Arzt machte ein unerforschliches Gesicht und sagte auch nichts. Am Abend nach der Bureaustunde kam der Vater; leicht öffnete sich die Augenlider der Kranken zu einem traurigen Blick.

Nachts hielt Träudel die Krankenwacht. Stille saß sie da, las in einem Buche, beobachtete aber über die Blätter weg die Leidende. Als die Stunde kam, wo sie ihr nach Anordnung des Arztes den stärkenden Trank, „wenn nötig mit Gewalt“, einflößen sollte, sagte sie mit ihrer sanften Stimme: „Komm, Thilde, und trinke was.“ Da schlug die Schwester die Augen auf und hauchte mit leiser Stimme: „Ich bin ja tot.“ — „Ach, du träumst, da Liebe, nimm.“ Thilde schüttelte den Kopf. „Nein, nein! Weißt du,“ flüsterte sie, „ich habe keine Seele mehr.“ Träudel starrte sie entsetzt an, und Thilde fuhr im Geistertouren fort: „Sie hat sie ihm verkauft und verschrieben. Und er hat sie mir herausgezogen. Weißt du, wo sie ist? Komm —.“ Sie winkte, stand auf und trat vor die verschlossene Türe des Arbeitskabinetts ihres Mannes. Da schaute sie durch das Schlüßelloch und raunte: „Da drinnen — im Geldschrank — eingeschlossen!“ Dann seufzte sie tief und flüsterte schmerzlich: „Er gibt sie nicht heraus. Und ich kann nicht hinein. Er hat immer den Schlüssel bei sich. Und wenn ich ihn auch hätte, man kann doch nicht aufschließen. Ein Zauberspruch — den muß man kennen. Und er wechselt ihn. Weißt du ihn? Komm, laß uns raten.“ Dann setzte sie sich hin aufs Bett, stützte den Kopf in die Hand, sann und murmelte Verse, Sprüche, verworrene Worte, bis sie einschlief. Träudel beugte sich über sie, und helle Tränen rannen ihr aus den Augen auf das zerstörte, ehemals so schöne Angesicht. „Ihre Seele, ihre Seele!“ jammerte sie leise vor sich hin.

Wieder saß Träudel vor dem Krankenbett; sie allein vermochte die Leidende zu pflegen und ihr die nötige Nahrung einzuführen durch allerlei Künste und Listen. Blöcklich hob Thilde ihr blasses Haupt mit den großen, übernatürlich glänzenden Augen: „Warum verbrennt ihr Brunhilde nicht? Zünde doch die Fadel an. Ich liege ja schon so lange auf dem Holzstoß.“ Die arme Kranke hatte auf dem Theater die Walküre gesehen, deren Namen ihr gegeben worden war, und das mengte sich in ihre wirren Phantasiebilder.

Träudel litt unendlich unter den Leiden ihrer unglücklichen Schwester, nach ihr am meisten der Vater; die Mutter trug es kühler; der Ehemann war sehr unruhig und verstimmt. Der Arzt drängte, die Kranke in eine Anstalt zu bringen. Kapscher wehrte sich mit

aller Macht dagegen, er wollte nicht den Namen haben, seine junge Frau so weit gebracht zu haben; er scheute neben dem Aufsehen wohl auch die Kosten. Da war Träudel doch eine billigere Pflegerin, und warum sollte dieser Unfall nicht auch so vorübergehen? Vielleicht fand er ein Mittel, er hatte ja mit seiner unerschütterlichen Ruhe so manchen Wütenden gezähmt. Aber zuerst mußte er wissen, was eigentlich mit der jungen Frau war; die Verwandten und insbesondere diese Schwester, die ständig um sie war, rückten nicht mit der Sprache heraus. Das war verdächtig, vielleicht ein Komplott gegen ihn und auf seinen Geldschrank. Er mußte dahinter kommen.

Also brachte es Kapfcher mit seiner unwiderstehlichen Sanftmut dahin, daß Träudel, die sich doch etwas schonen sollte, ihm einmal die Nachtwache überließ; er habe doch dazu die erste Pflicht, um nicht zu sagen das erste Recht. So saß er vor dem Bett der Irren, redete auf sie hinein, fragte, forschte so schlau, so gütig: er mußte etwas aus ihr herauslocken. Aber sie kehrte sich von ihm ab gegen die Wand, stopfte sich die Ohren zu, hielt die Hand vors Gesicht und schwieg und schwieg. Schließlich schloß sie ein, wie er meinte. Und auch er, ungewohnt der Schlaflosigkeit, nickte bald und lag in dem tiefen Schlaf, den er gewohnt war. Je tiefer seine Atemzüge wurden, desto leichter ging der Kranken der Atem. Langsam und vorsichtig schlug sie die Augen auf, drehte sich geräuschlos um und sah dem Schlafenden starr ins Gesicht. Ein Lächeln der Befriedigung flog über ihre Züge. Rasch ergriff sie das Licht — im nächsten Augenblick stand das Bett in Flammen.

Träudel lag in einem nahen Zimmer im Lehnstuhl. Mit Gewalt hatte sie sich wach gehalten. Aber die Erschöpfung der vorhergehenden Tage war zu groß; allmählich verwirrten sich ihre Sinne, und ein unruhiger Schlummer umfing sie. Plötzlich ertönte ein gräßlicher Schrei durchs Haus, wie von einem brüllenden Stier. Sie sprang auf, da stürzte in ihr Zimmer eine brennende Gestalt und wälzte sich stöhnend auf dem Boden. Mit rascher Entschlossenheit warf sie einen Teppich auf den Unglücklichen: jetzt erst erkannte sie da ihren Schwager, der nun ohne Besinnung dalag. Sofort schoß ihr der Gedanke an die Schwester durch den Kopf, und als jetzt auch Urjel erschien, überließ sie ihr den Ohnmächtigen und stürzte nach dem Krankenzimmer. Ein undurchdringlicher Qualm und Feuerchwaden wälzten sich ihr entgegen. Sie goß eine Kanne Wasser über sich, schlug ein nasses Tuch um den Kopf und wollte hineindringen. Fast umsonst. Endlich erreichte sie das Bett, da lag aber die Schwester vom Feuer eingehüllt schon tot. Sie hatte ihren gräßlichen Zweck erreicht! Träudel ließ sie. Mit Mühe rettete sie sich selbst und schloß die Türe, daß das Feuer nicht plötzlich um sich greife. Trotz der brandwunden Hände schleppte sie dann mit Urjel den Schwerverwundeten aus dem Bereich des Feuers, bis die Feuerwehr erschien, die Habseligkeiten rettete und das Feuer löschte.

Träudel lag lange mit verbundenem Kopf und verbrannten Händen auf dem Sofa und pflegte den schwerverletzten Schwager. Urjels Prophezeiung aber erfüllte sich an diesem: er kam mit dem Leben davon, wenn auch entsetzlich entstellt.

Aber drei Tage, nachdem die Überreste der unglücklichen Schwester beerdigt waren, trug man auch den armen Vater hinaus, dem ein Herzschlag das Leben geendet hatte; er konnte den gräßlichen Tod seines Lieblingskindes nicht überleben.

6. Schiffbruch.

„Wer ex gebadet hat, geht per,“ pflegte unser Schwimmeister — ein derber Schiffer, der zwar selbst nicht schwimmen konnte, aber wohl uns schwimmen lehrte — zu uns Gymnastasten zu sagen; denn er hielt es für angemessen, mit uns lateinischen Buben auch lateinisch zu reden. Bei Adalbert hieß es jetzt auch so. Er hatte das flotte Burschenleben ausgebadet und mußte jetzt jählings davongehen. Denn der so schlau ausgelegte Ehevertrag half ihm doch jetzt nichts. Der Herr Erzhwager schnitt vollends alle Verbindungen ab mit der Familie seiner Frau, die ihm nicht nur nichts beigebracht, sondern ihn so schwer an Vermögen und Gesundheit geschädigt hatte. Die schmale Witwenpension der Mutter reichte aber nicht für drei Personen aus, am wenigsten für ein so verschwenderisches Leben, wie es Adal gewohnt war; und „die verdammten Manichäer“ — die Gläubiger des Studenten — forderten jetzt ungestüm ihre Wechsel ein. Da mußte Mutter und Schwester eingreifen mit ihren Erparnissen, damit „der arme Mensch“ nur einigermaßen existieren konnte vor den



Rasch ergriff sie das Licht — im nächsten Augenblick stand das Bett in Flammen.

ärgersten Blutsaugern. Der jähe Abbruch seiner Studien machte ihm keinen Kummer; im Gegenteil, er war froh, „auf so gute Art“ der Verpflichtung zu erster Arbeit, die doch über kurz oder lang an ihn herantrat, los zu sein.

Aber auch jetzt verließ den verwöhnten Liebling Fortunas sein gewohntes Glück nicht. Adal fand eine sehr zuträgliche und einträglich Stellung bei

einem sehr angesehenen und reichen Mann, Herrn von Reuther. Er war Direktor einer nobeln Pferdeversicherungsgesellschaft edler Luxustiere; er war der Sekretär und Kassier eines sehr vornehmen Rennvereins, der nebenbei auch allerlei anderen kostspieligen Sport betrieb. Der hübsche junge Mann mit seinen nobeln Manieren und Künsten, seinem unterhaltenden Umgang und heiteren Temperament paßte so recht in den Kreis der vornehmen Müßiggänger und Lebemänner, die mit allerlei Leibesübungen, mit Rennen und Wetten, mit Rauchen und Plaudern, Flanieren und Nichtstun ihr Leben verbrachten. Es dauerte nicht lange, so war Adalbert die rechte Hand des Herrn von Reuther; es dauerte nicht lange, so war er sein Schwiegersohn und Gemahl der schönen Hildegunde; freilich dauerte es auch nicht lange, so war die Herrlichkeit des Herrn Schwiegervaters zusammengebrochen und die Vereine aufgelöst. Nach außen hieß es, der Herr Baron von Reuther sei an einem Schlagfluß gestorben und man wolle die Vereine auf anderer Grundlage reorganisieren. Vom Schwiegersohn war nicht die Rede, der war eines Tages verweist — nach Amerika.

Die junge Frau aber und die zwei kleinen Kinder waren bei der Frau Rätin, oder vielmehr bei Träudel. Denn die Frau Rätin, welche schon lange leidend gewesen, war jetzt nach dem neuen Schlag, der ihren Abgott getroffen hatte, völlig krank und bettlägerig. Sie wollte am liebsten sterben; aber solch ein Wunsch wird einem gerade nicht erfüllt, wenn man's verlangt. Sie ließ alles gehen, wie es ging, d. h. wie es Träudel machte.

Und das war eigentlich gut so. Denn die Träudel konnte jetzt einmal machen, was sie für recht hielt. Und was sie für recht hielt, das war auch recht.

Es war freilich eine schwere Aufgabe für das Mädchen. Die Mutter hilflos und anspruchsvoll, die Kinder unerzogen und ungezogen. Und erst die junge Frau! Träudel mußte täglich aufs neue staunen über diese Unwissenheit und Unfähigkeit in allen häuslichen und weiblichen Dingen. Nicht einmal im stande war sie, sich anzuziehen: sie streckte hilflos Hände und Füße aus, wenn sie Handschuh und Schuhe anziehen sollte, wie eine Puppe; geschweige denn, daß sie Kleider hätte machen oder flicken oder auch nur einen Knopf annähen können. Von Putzen, Waschen keine Rede, von Kochen kein Hohllicht; wie ein Wasser fott, ob die Eier hart oder weich kochten, das waren der jungen Frau völlige Mysterien. Natürlich: bei einer Jose, zwei Zimmermädchen, einem Küchenchef lernt man selber so etwas nicht. Anfangs war Träudel, die alles von selbst, als Kind, spielend gelernt, ganz verzweifelt. Dann faßte sie die Sache von der lustigen Seite auf und behandelte die hilflose Schwägerin mit Humor. Das half. Anstatt zu weinen wie vorher, lachte sie jetzt über sich selbst und ihre Ungeschicklichkeit; sie griff zu, paßte auf, und in zwanzig Monaten hatte sie in der guten Schule der geschickten Schwägerin sich das angeeignet, was sie in zwanzig Jahren verjäumt hatte.

Schwieriger fast war es, die junge Frau von ihren üppigen Lebensgewohnheiten abzubringen. Es kam ihr gar hart an, sich die derbere Kost anzugewöhnen und derbere Kleidung anzulegen. Von Zirkatehalten, Sparen oder gar Entbehren hatte sie keine Vorstellung. Sie konnte nicht begreifen, warum man zum Voressen nicht Sherry trank und zum Nachtsich keinen Seltz; sie wußte nicht, daß Schildkrötensuppe und Hummer etwas Teureres war als Kartoffelsuppe und Spätzlein. Aber auch das ging schließlich: die Not, die bittere Not war eine strenge Lehrmeisterin. Dies kam auch den Kindern zu gut. Ein Glück, daß diese beiden, das Mädchen und der Knabe, gutmütig waren wie ihre Mutter. Ja es schien, als ob wieder ein bißchen Sonnenschein und Behagen in das Haus einkehren wollte, das so grausam vom Unglück heimgesucht war.

Eine Sorge freilich lastete immer auf dem fleißigen Mädchen: die Sorge ums Auskommen. Es war mehr wie eine Kunst, es war eine Hererei, für fünf Personen die Ausgaben zu bestreiten aus einer kleinen Pension. Das Häuschen in der Heimat draußen war verpfändet und wäre verkauft worden, wenn sich ein Liebhaber gefunden hätte; die Eriparnisse waren aufgebraucht; alles um die Schulden des Bruders zu tilgen und wenigstens seinen ehrlichen Namen zu retten. Jetzt kam der Schind der Schwägerin daran und die teuren Kleider, nur um die Lebensucht zu bestreiten. Aber es hielt alles nicht lange vor. Da mußte Träudel auf neue Einnahmen sinnen. Aber was für? Stricken, Nähen, Sticken? Damit verdiente man nicht das Salz in die Schnitz; und so viel Zeit hatte sie gar nicht bei der Pflege der Mutter, der Unterweisung der Schwägerin, der Erziehung der Kinder. Sie musterte alle ihre Fertigkeiten und Fähigkeiten. Da fiel ihr ein Ausweg ein.

Sie setzte ihren Hut auf und ging zu dem Professor Lassinger, dem einzigen, den sie vom Gymnasium kannte. Es war ihr freilich ein saurer Gang, wenn sie an ihre arme Schwester dachte; aber Träudel war nicht gewohnt, lange zu fragen, ob ihr etwas angenehm oder unangenehm wäre. Sie klopfte in einer abgelegenen Wohnung vor der Türe an, die den Namen des Dr. Lassinger trug, und stand einen Augenblick später vor dem gelehrten Herrn in seinem Arbeitszimmer; es sah, wie das ordnungsliebende Mädchen mißbilligend bemerkte, recht unordentlich aus und sie hätte am liebsten sofort sich daran gemacht, zuerst ein wenig aufzuräumen und abzustäuben. Der Herr Professor, der sie sofort erkannte, war, als er das Mädchen vor sich stehen sah, auch recht verlegen — offenbar, wie sie's deutete, wegen seiner Junggesellenwirtschaft. Er nötigte sie aber höflich aufs Sofa, und ohne lange Umschweife erzählte sie ihr Anliegen: sie müsse etwas verdienen in ihrer Verpflichtung für die Verwandten, und zwar etwas Ordentliches, und da möchte sie Stunden geben für Gymnastiken, in Lateinisch und Griechisch. Cicero und Thukydides seien ihr geläufig, Stilübungen könne sie überwachen und korrigieren. Ob er ihr Schüler

zuweisen könne zur Nachhilfe? Er war dazu bereit, versicherte er. Schon das Mitleid mit der bedrängten Familie hätte ihn dazu bewogen. Aber er sah auch, daß sie ihrer Aufgabe gewachsen war. Und bald war er in dem Bestreben, dem Mädchen auf die Zähne zu fühlen, in einem lebhaften gelehrten Gespräche begriffen. Und als sie ging, stand er lange sinnend da und meinte, das sei einmal ein weibliches Wesen, mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen könnte, ja sogar ein gelehrtes.

Träudel war es gar kurios zuzunehmen. Der junge Mann hatte sie als Dame behandelt — das war sie



Bald war er mit dem Mädchen in einem lebhaften gelehrten Gespräche begriffen.

sichtlich ab und mußte durch sehr kostspielige Mittel bei Kräften erhalten werden.

Der Professor kam von Zeit zu Zeit und erkundigte sich nach dem Verhalten seiner Schüllinge. Als es mit der Mutter zu Ende ging und Träudel nicht von ihrem Bett weichen konnte, und glaubte, die Stunden aufgeben zu müssen, trat der Professor für sie ein. Und als ihm das Absterben der Kranken gemeldet wurde, kam er ins Haus und besorgte, als der einzige männliche Bekannte der Familie, die ersten Geschäfte, die ein Trauerfall in einer Familie mit sich bringt.

7. Neues Leben.

Der Professor und Träudel saßen auf ihrem Zimmer. Er hatte ihr einen Antrag gemacht.

Träudel starrte ihn an, als ob sie ihn nicht verstanden hätte. Sie und heiraten! Der Gedanke war ihr ganz ungeheuerlich. Sie suchte nach Worten; und es fiel ihr nichts anderes ein als: „Ich — ich — bin ja zu — alt!“

Jemand Fremdes hätte lachen müssen über die entsetzte Art, wie sie das sagte. Er aber erwiderte ganz ernsthaft: „Drei Jahre jünger als ich.“

„Und — so — häßlich!“

„Sie, und häßlich?“

Sie schaute ihn an, ob er nicht spottete. Aber nein, er spottete nicht. Sie schüttelte aber den Kopf und suchte nach weiteren Gründen der Unmöglichkeit, die ihr auch so selbstverständlich schien.

„Ich habe ja die zwei Kinder!“

„Die nehmen wir zu uns.“

„Und die Schwägerin!“

„Die kommt natürlich auch mit.“

Das kam ihr aber ungehörig vor. „Nein, nein, die Frau gehört zu ihrem Mann.“

„Also schicken wir sie zu ihm.“

„Ja, wenn wir nur wüßten, wohin. Er hat ja gar nichts von sich hören lassen die ganze Zeit.“

„Nun, das wird sich auch noch machen lassen. Sagen Sie nur: ja.“

Sie konnte es nicht sagen. Sie war zu überrascht. Sie mußte sich erst an den Gedanken gewöhnen. Nun, der Brautwerber mußte sich auch damit zufrieden geben.

Träudel beichtete verschämt das unerhörte Ereignis der mütterlichen Freundin, der alten Ursel. Die klatschte in die Hände und rief: „Ich hab's ja immer gesagt, hab's ja immer gesagt.“

„Was habt Ihr denn gesagt?“

„Aschenputtel, Aschenputtel!“

„Ja, so habt Ihr mich geheißt.“

„Nun ja, das Aschenputtel muß eine Prinzessin werden.“

„Aber das Aschenputtel war schön, jung, und ich bin häßlich und alt.“

„Du alt? Sieh einmal an: du hast keine Jugend gehabt und holst sie erst nach. Guck doch einmal in den Spiegel, wie zierlich und schlank und geschmeidig du bist. Und dies Gesichtlein, ist's nicht wie einer Achtzehnjährigen? Und schön wärest du nicht? Schau

ja gar nicht gewohnt. Sie hatte unbefangen als in Geschäften mit ihm verhandeln wollen, und er war ihr ritterlich galant begegnet. Ja er hatte sie so eigentümlich angesehen, und sie fühlte, sie war rot geworden. Woran sie gar nicht gedacht hatte, das fiel ihr jetzt siebend heiß ein: sie war als Mädchen und allein zu einem ledigen Herrn gegangen; was er auch von ihr denken mußte?

Zwei Tage darauf, als Träudel ein Brieflein von dem Professor erwartete, trat er selber ins Zimmer, sorgfältig gekleidet und fast feierlich.

„Ich habe zwei Schüler: einen Tertianer, dessen Eltern erst zugezogen sind und der sich in seiner Klasse erst einleben muß, und einen Sekundaner, dessen ich mich bisher angenommen aus Rücksicht auf seinen mir nahestehenden Vater; ich wäre schon, liebes Fräulein, sehr dankbar, wenn sie mir denselben abnehmen wollten; ich könnte dann angestrichelt an einer wissenschaftlichen Arbeit bleiben, die ich bis Ostern verprochen habe. Sie dürfen aber nur denselben Preis für die Stunden fordern, wie ich: fünf Mark; die Eltern können's zahlen und tun's gern.“

Er dankbar! Wie dankbar war sie! Die fünf bis zehn Mark täglich war eine herrliche Zubuße für ihren Haushalt.

Der wurde nicht billiger. Denn die Mutter nahm

einmal dies Haar an, die Fülle, die Weichheit, der Glanz — goldig ist's und flachsig. Und deine Augen, wer hat schönere und glänzendere, so groß, so blau! Geh mir weg, du bist ein schönes junges Bräutchen, und wenn ich ein junger Mann wäre, dich nähm' ich und keine andere. Der Professor ist geheit, ja, ja; und du — dumm bist du; weist nicht einmal, daß du schön bist, und das weiß doch sonst auch das dümmste Mädchen."

Damit packte die alte Frau das Mädchen, koste sie und küßte sie ab wie ein feuriger Bräutigam.

Träudel wußte nicht, was sie sagen sollte. Es kam ihr wirklich vor, sie sei im Traum oder im Märlein. Schön sein, sie, die Träudel! Und das sagte ihr die alte Frau! Freilich, die hat immer eine Schwäche für sie gehabt. Sie wagte nicht, in den Spiegel zu schauen, sie schämte sich vor sich selbst.

Und doch mußte sie's tun und sich daran gewöhnen, daß sie für schön gefunden wurde und als Braut begehrt.

Ursel stand noch da, da kam die Schwägerin herein mit dem Briefträger, der hatte einen großen gesiegelten Brief. „Wert 500 Dollar = 2025 Mark.“

„Das ist ein Irrtum. Zweitausend Mark —“
 „Aber es ist doch genau Ihre Adresse, oder sind Sie nicht Fräulein Gertrud Meinhard, Burgstraße 15?“

„Doch, das bin ich.“

„Also müssen Sie auch unterschreiben.“



„Gut doch einmal in den Spiegel, wie stierlich und schlant und geschmeidig du bist.“

Sie betrachtete noch einmal die Schrift. Ach, das war ja ihr Bruder Adalbert! Es schwindelte ihr. Sie hatte vor kurzem in einem amerikanischen Blatt, das zufällig ihr in die Hände kam, gelesen: ein Deutscher namens Reinhard oder ähnlich sei im

wilden Westen wegen eines Raubanfalles beinahe gelyncht worden, und war damals tödlich erschossen, so daß sie keine amerikanische Zeitung seitdem mehr anzurühren wagte. Um Gottes willen, es würde doch nicht Sündengeld sein, das der Bruder sandte. Mit zitternden Händen setzte sie ihren Namen unter den Schein.

Verwundert schauten die beiden Frauen Träudels Entsetzen — sonst freut man sich ja doch über eine



„Erzieht mir nur nicht einen Abgott!“

Geldsendung. Sie konnten nicht begreifen, was dem Mädchen war; sie dachten gleich, der Adalbert habe eben ein großes Glück gemacht: einen Goldklumpen gefunden in Kalifornien oder das große Los gewonnen. Abend öffnete Träudel den Brief; richtig, fünf Greenbacks waren drinnen und ein Brief. Den las sie in fliegender Eile erst still für sich, während die neugierigen Frauen ihr Gesicht beobachteten. Das wurde immer heller und fröhlicher und zum Schluß hob sie die Hände zum Himmel. „Gott sei Lob und Dank!“ entrang sich ihrer gepreßten Brust.

„Was ist denn? wie geht's ihm?“ fragten die anderen durcheinander.

„Gut geht's ihm, sehr gut; und brav ist er auch geblieben, gottlob! und ein tüchtiger Mensch ist er geworden. Hört nur!“

Und Träudel las die Hauptsache aus dem Schreiben: „In diesem harten Lande grausam die Selbstsucht kennen gelernt am eigenen Leibe — wie ich sie vorher geübt gegen Euch als Euer und mein eigener Abgott, dem ich alles geopfert. Schlimm gegangen . . . Gehungert — zerlumpt . . . Habe Steine geklopft, dann als Kellner gedient im Kaffeehaus . . . Bei Tag ins College gegangen und studiert . . . Medizin . . . Als Monstrum von Gelehrsamkeit angestaut von diesen ungebildeten Leuten. Eine Operation gelungen bei einem Millionär, 1000 Dollar verdient in drei Stunden. . . Die Hälfte für Euch . . . einstweilen als Abzahlung. Habe viel Zulauf. Sündel

... soll herüberkommen mit den Kindern . . . O, wie habe ich Sehnsucht erlitten, Schmerzen, Scham, Neue . . . In harter Schule gewesen . . . Jetzt geht's gut; ich denke, ich bin auch besser geworden.“ —

Am folgenden Tage sagte Träudel „Ja“ zu dem Professor Lassinger, und sechs Wochen darauf zu dem Pfarrer in der Kirche. Zwei Tage darnach reiste Gundel mit den Kindern ab nach Yanktown ins ferne Westamerika. Dorthier kam aber noch mancher Geldbrief über den Träudel nicht mehr erschraf. Damit wurde auch das Häuslein und der Garten mit den Apfel- und Kirschbäumen ausgelöst und die Ferien dort zugebracht. Die Ursel zog nach dem baldigen Tode ihres Herrn zu dem jungen Ehepaar als Kindsmagd. Die jüngste Generation Kinder aber, die ihr so anvertraut wurde, bekamen keine Klapsse mehr von ihrer knochigen Hand, sondern viel mehr Liebesungen, namentlich der älteste Stammhalter Adalbert, so daß Träudel der alten Frau einen Finger machen mußte und warnend sagte: „Erzieht mir nur nicht einen Abgott!“

Orlog.

Erzählung von C. Kühns.



Es war zur Zeit der großen Aufstände in Deutsch-Südwest, als diese am heftigsten lohten. — Ein heiterer Morgen lachte über der weiten afrikanischen Steppe;

in seinen, blauen Rissen hob sich das nahe Gebirge in den sonnendurchleuchteten Himmel, und der Schrei eines mächtigen Raubvogels, der mit weit gespannten Schwingen um die nahen Bergeshäupter kreiste, tönte spärlich über die einsame Landschaft.

Eine Pfade, eine Straße, eigentlich nur die Spur durch den Sand mahrender Geleise, zog sich durch den Busch, und an dieser lag in freundlicher Höhe, inmitten einiger kleiner angebauter Felder und grüner Weidestrecken, die buntgedeckte Kinderherden bevölkerten, eine Farm. Es war ein kleines, aber sauberes Gebäude, umgeben von einer hohen Fenz; alte Akazien beschatteten das Dach. Stallräume und Scheunen schlossen sich an; in kurzer Entfernung lagen die Hütten einiger Eingeborenen.

Die Farm hieß Neu-Stendal und gehörte einem

Altmärker Fritz Bredemüller, der sich vor kaum zwei Jahren mit seinem jungen Weib und seinen Kindern hier angesiedelt hatte.

Auf der Bank vor der nach dem Hof sich öffnenden Tür des Hauses saß ein altes Hereroweib und schob mit leisem Gebrumm einen Kinderwagen hin und her. Neben ihr stand die Frau des Hauses, eine blühende Erscheinung, blauäugig und mit blondem Haar, und blickte gedankenvoll vor sich hin. Sie hatte Milchgerätschaften gereinigt, doch die Arbeit beiseit gelegt, ganz in ihr Sinnen verloren.

An die Heimat dachte sie, an den ruhigen Frieden eines deutschen Dorfes, wo nichts die fleißige Arbeit des Landmannes störte, wo nicht ausgebrannte Farmen, die Leichen Erschlagener am Wege Kunde gaben von den Schrecken eines wilden und furchtbaren Landes.

Kinderstimmen ertönten hinter ihr; zwei muntere Knaben, blühend und blondlockig wie die Mutter, sprangen heran. Ihre beiden Ältesten. Sie ritten auf Steckenpferden und führten kleine Kindergewehre in der Hand.

„Wir reiten auf Kundschaft, Muttmchen!“ rief der Größere von beiden mit glänzenden Augen, „wie Vater!“

Die Mutter nickte lächelnd, doch plötzlich füllten sich ihre Augen mit Tränen, sie zog ihre beiden Jungen an sich und drückte einen warmen Kuß auf ihre Stirnen.

Da knirschte der Sand draußen vor dem Hoftor. „Der Vater!“ riefen die beiden Jungen und stürmten ihm entgegen.

Durch das Tor der Fenz ritten auf Reitochsen eben zwei Männer, in Lederhosen, einfachen Blusenhemden und breitkrempigen Hüten, bis an die Zähne bewaffnet. Der eine, eine breitschultrige Gestalt mit langem, wallendem Bart, war Fritz Bredemüller, der Farmer von Neu-Stendal; der andere, von kleiner, untersehter Figur, mit kurzem, struppigem Schnurrbart und lustigen Augen, war der Farmer Wilhelm Schulz, ihr Nachbar, dessen Hof die nächste Ansiedlung bildete und etwa 10 Kilometer von Neu-Stendal entfernt lag. Und Nachbarn waren Fritz Bredemüller und Wilhelm Schulz nicht nur hier in Südwest, Nachbarn waren sie schon in ihrem Heimatdorf im Altmärkischen gewesen. Ja, man munkelte sogar, daß Wilhelm einstmals stark auf Freierrsfüßen gegangen, als die schöne Ida noch auf dem Hofe ihres Vaters war und dann aufs Gut kam, um die Wirtschaft zu lernen, wo der stattliche Fritz Bredemüller als Verwalter angestellt war. Nun, über dem stattlichen Fritz hatte Ida den kleinen Wilhelm wohl übersehen; sie nahm jenen, und Wilhelm trug es ihr nicht nach. Er brach seine Freundschaft mit Fritz nicht, ja! als das junge Paar sich entschloß, in der weiten Ferne sich eine neue Heimat zu gründen, die ihnen, fleißigen und strebsamen Menschen, ein schnelleres Fortkommen ermöglichen sollte, da ergriff auch Wilhelm die Wanderlust, und er schloß sich dem mutigen jungen Paare an.

— Hier, inmitten der weiten Steppen von Südwest hatten sie nun Hütten gebaut.

Die Männer sprangen von ihren schwerfälligen Reitieren, und Jda eilte ihnen entgegen. Alle Sorge und Bangigkeit war aus ihrem Herzen verschwunden, als sie ihren Gatten vor sich sah, in das altvertraute Gesicht ihres Jugendfreundes blickte.

„Das sind ja nichtswürdige Knochenmühlen, diese Rindviecher!“ lachte Wilhelm, seinem Reitochsen einen Schlag auf den Schenkel gebend. „Seit die Regierung unsere Pferde für die neuangekommenen Truppen requiriert hat, habe ich, außer ein paar Minuten zu Haus auf meinem Lehnstuhl ohne Sitzfläche noch nicht wieder bequem gesessen.“

Auch Fritz und Jda lachten. „Und wie ist euer Ritt abgelaufen?“ forschte Jda. „Habt ihr Hereros gesehen?“

Die Männer wurden ernst. „Gesehen nicht,“ erwiderte Fritz nach einer Pause, „aber Vieh fehlte.“

„Sie lauern also hier herum?“ rief Jda und verfärbte sich sichtlich.

„Es ist nicht gesagt!“ begütigte Wilhelm. „Das Vieh kann sich auch verlaufen haben. Der Hüttenjunge war auch weg.“

„Also auch zu den Hereros!“ sagte Jda düster.

„Oder um das Vieh zusammenzutreiben,“ entgegnete Wilhelm. „Man muß abwarten.“

„Fritz!“ rief Jda mit ausbrechender Leidenschaft, „wollen wir nicht aufpassen auf unsern Ochsenwagen und abfahren, so lang es noch Zeit ist? Denke an unsere Kinder, unsere lieben Kinder, wenn ein Hererofirri auf ihre Stützen faust!“

In das Gesicht des Mannes trat ein troziger Ausdruck. „Sollen wir alles, was wir so mühsam hier gegründet haben, feige im Stich lassen,“ sagte er, „nur weil Krieg in der Luft liegt und weil ein paar Stück Vieh fehlen, die sich vielleicht wirklich nur verirrt haben? Es fragt sich außerdem noch, wo wir sicherer sind: hier in unserem festen Haus hinter unserer wohlverwahrten Fenz, oder draußen im Busch, wo unser einzelner Wagen jedem Buschklepper von Feldherero zur Beute fallen kann. — Es ist ein weiter Weg bis Windhut.“

Jda atmete schwer. „Was meinst du, Wilhelm?“ wandte sie sich an diesen.

Der wiegte langsam den Kopf. „Eigentlich meine ich dasselbe wie Fritz!“ sagte er. „Angstige dich nicht unnützlich, Jda! Sieh, es steht in unserer Gegend noch nicht so schlecht. Vorgekommen ist unbesonnen in unserer Nähe nichts, unsere Schwarzen gehorchen noch, und wenn mal solch Lummel von Feldherero im Vorbeigehen ein paar Ochsen maust, — na, darum fällt doch nicht gleich der Himmel ein, auch der afrikanische nicht.“

Die ruhigen Worte machten sichtlich auf Jda Eindruck.

„Also bange machen gilt nicht!“ fuhr Wilhelm fort, und der alte, heitere Ausdruck trat auf seine Züge. „Wißt ihr übrigens was Neues? Mit meinem Heiraten wird's jetzt Ernst. Mein Freund Klausen

hat doch für mich in Deutschland eine Heiratsanzeige einrücken lassen: Junger Farmer, nicht unvermögend usw., wünscht sich zu verheiraten. Darauf ist eine Nachfrage gekommen, der Frachtfahrer hat mir vorgestern den Brief mitgebracht. Die junge Dame fragt, ob es bei uns in Südwest recht viel Kakao und Schokolade gäbe, dann würde sie hier ihr Paradies erblicken und sofort kommen. Sie äße zu gern Schokolade!“

Fritz und Jda lachten schallend.

„Das ist mein Fall, die Schokoladendame,“ fuhr Wilhelm fort. „Die werde ich heiraten oder keine! Seinen Spaß muß der Mensch haben, das habe ich immer gesagt.“ Damit kletterte er lachend wieder auf seinen knochigen Reitochsen, grüßte mit der Hand und jodelte, seinem Tier die Schenkel in die dünnen Flanken schlagend, zum Hoftor hinaus.

Fritz ging ins Haus, legte Gewehr und Patronengürtel ab und setzte sich an den einfachen Holztisch, auf dem Jda ihm das Frühstück vorsetzte. Jda nahm ihm schweigend gegenüber Platz. Nach kurzer Mahlzeit ging ein jedes von ihnen wieder an seine gewohnte Arbeit. Sie ist's, die am leichtesten die trüben Gedanken verschucht und den Menschen den alten, frohen Mut zurückgibt.

Und als Jda nach eifrigem Schaffen, das Klüßchen für ihre Kleinste in der Hand, an deren Wagen trat, und als sie sich über das kleine Geschöpfchen beugte, da hatte sie vergessen, daß es draußen schwarze Knechte waren, die die Gespanne zum Feiertag auf den Hof trieben, daß im nahen Busch vielleicht Orlogleute der Hereros, gierig nach dem Blut der deutschen Siedler, lauerten.

Als die Sonne gesunken und die abendliche Kälte, doppelt empfindlich nach der sengenden Hitze des Tages, in die Zimmer drang, zündete Fritz sein Pfeisichen an, verwahrte nochmals Schloß und Riegel, machte die Hunde los und nahm dann mit seiner Frau vor den Betten ihrer Kinder Platz, die den festen, ruhigen Schlaf der Kindheit schliefen. Draußen herrschte tiefe Stille; nur ein Schafal bellte heiser fern im Busch.

Auch die Hütten der Eingeborenen lagen in tiefster Stille; heut drangen nicht die Töne ihrer schwermütigen Gesänge in den dunkeln Abend hinaus, wie sonst so oft. Das Schweigen um die stille Farm wurde beängstigend, bedrückend.

Jda legte sich bald zu kurzem Schlummer nieder, doch Fritz fand keine Ruhe. Er ergriff sein Gewehr und umkreiste sein einsames Gehöft, begleitet von seinen treuen Hunden. Nichts Verdächtiges machte sich bemerkbar. Alle Stunden wiederholte er seinen Rundgang, doch nichts störte die tiefe Stille der Nacht.

Endlich wob das Morgenrauen um die Kluppen des nahen Gebirges, und der kühle Morgenwind strich mit eisigem Hauche von den Bergen. Ganz ohne Übergang hob sich die Sonne über den Horizont, und ihre leuchtenden Strahlen drangen, wie ein Flammenmeer um die einsamen Bergeshäupter sprü-

hend, in vollen Fluten auf die von der Nachtkühle erstarrte Erde hinab.

Auch in das enge Gemach, in dem Ida mit ihren Kindern ruhte, drangen ihre goldenen Pfeile. Ida erhob sich und sah in den leuchtenden Morgen hinaus. Draußen erklang das behagliche Brüllen des Viehs und das Gackern des Hühnervolkes, das eilig aus seinen Ställen drängte.

Die Morgensonne, erhebe sie nun ihr Strahlenantlitz über deutsche Erde oder über den heißen Steppensand der afrikanischen Wildnis, besitzt überall die gleiche feurige Kraft, die Mut in die Herzen der Menschen senkt. Auch Idas Herz faßte frohe Hoffnung.

Geitert und wohlgenut trat sie in das kleine Esszimmer, in dem in langen Ricken die Milchsaaten zum Käsen standen. Auch Fritz kam herein und stellte sein Gewehr in die Ecke.

„Horch! wie das Vieh nach der Weide brüllt!“ sagte er, sich die vom Morgenfrost starren Hände reibend. „Ich habe ihnen vorhin schon etwas Hafer und Salz geschüttet, — sie haben's schnell genug oerpugt. Von unsern schwarzen Bengeln ließ sich noch keiner sehen, diese Kimmel sind aus ihren warmen Pontoks morgens ebensowenig herauszukriegen, wie zu Haus die Knechte.“ Er lachte behaglich und fuhr fort: „Nun Sorge aber erst für eine warme Tasse Kaffee, Muttmchen! Donnerwetter! solche Nachspaziergänge machen doch müde.“

Er folgte seiner Frau in die Küche, wo über dem schnell geschürten Feuer schon das Wasser zu brodeln und zu zischen begann.

„Die alte Zemima ist auch noch nicht auf!“ sagte Ida, langsam das heiße Wasser durch den Trichter gießend. „Du hast wirklich recht, man kann sich über die schwarzen Diensthöten noch mehr ärgern als über die weißen.“

Beide Gatten schlürften den warmen belebenden Trank.

„Jetzt wird's mir aber doch zu bunt!“ rief Fritz mit ausbrechender Heftigkeit. „Es ist bald halb sieben und keiner dieser schwarzen Schufie läßt sich sehen! Denen werde ich Beine machen!“ Er sprang auf und eilte auf den Hof. Im Vorbeigehen riegelte er dem an der Fenz sich drängenden Vieh das Tor auf und eilte dann zu den Hütten seiner Leute hinab.

Ida indes wandte sich zu der Schlafkammer, aus der das Weinen ihrer Jüngsten ertönte und die hellen Stimmen der größeren Jungen, die, im Nachthemd umherhüpfend, laut nach ihrer Zemima riefen.

„Wollt ihr nicht solchen Skandal machen, ihr Schlingel!“ sagte die Mutter eintretend. „Ist Zemima noch nicht hier? Na, warte, du alte, schwarze Nachteule!“ Sie eilte in die Schlafkammer der Alten und fand jene — leer! Wo war Zemima? Zemima war Christin, Zemima hatte sich immer treu und anhänglich gezeigt, — wo war Zemima? Frau einer diesem schwarzen Volk!

Ganz betroffen ging Ida zu ihren Kindern zurück und begann diese selbst zu waschen und anzuziehen.

All die Heiterkeit und frohe Laune, die mit den Strahlen der Morgensonne sie überkommen, war verschwunden, schwarze Schatten zogen wieder beängstigend über ihre Seele.

Da trat Fritz ein; auch seine Stirn war düster und sorgenvoll.

„Die ganze Bande ist ausgerissen!“ sagte er, die Faust ballend, und setzte sich schwer auf einen Stuhl. „Was nun?“

„Was nun?“ wiederholte Frau Ida mit einem gepreßten Seufzer. „Siehst du, Fritz, ich habe es ja geahnt, daß etwas vorgeht! Wärest du mir gefolgt und hätten wir unsere Habe aufgepackt und wären auf und davon gefahren! Beizeiten! Aber ihr Männer, ihr denkt immer an Geld und Geldeswert, aber an das, was mehr wert ist, an das Leben von euch selbst und euren Lieben denkt ihr nicht!“ Frau Ida verhielt mühsam ihre Tränen. „Und wenn wir jetzt noch fort wollen,“ fuhr sie fort, „wer weiß, ob wir's überhaupt noch können — ob das Vieh draußen auf der Weide noch unser ist, — ob Ochsen genug da sind, unsere Wagen zu bespannen.“

Der Mann fuhr auf. „Höre, Ida,“ — er legte seine Hand auf seines Weibes Schulter — „es ist jetzt keine Zeit zum Klagen und Jammern. Es liegt alles in Gottes Hand, viel in unserer eigenen. Jetzt heißt's handeln. Ich will hinausreiten und von unsern Herden zusammentreiben, was irgend noch da ist, damit wir sie nahe am Hofe und nachts in der Fenz haben. Du richte das Haus her und Küche und Keller, damit wir's einige Tage aushalten, und die Jungen können auch schon was tun. Sie sollen Sand in Säcke schaufeln. Mit den Sandsäcken wollen wir Tür und Tor verbarrikadieren.“

Der Vater ging hinaus, sattelte seinen Ochsen und ritt vom Hof. Mit trübem Mut ging die Mutter an



Wilhelm ritt auf seinem breitgedentten Reitochsen auf den Hof.

ihre Arbeit, nur die Knaben lachten und jauchzten beim Füllen der Sandsäcke in heiterem Kindersinn, unbekümmert um den bitteren Ernst all dieser Veranstellungen.

Der halbe Vormittag war hingegangen, als Wil-

helm auf seinem breitgehörnten Reitochsen auf den Hof ritt. Ida ging ihm entgegen.

„Eine verfluchte Zucht!“ rief Wilhelm, aus dem Sattel springend, „bei mir ist über Nacht das ganze Nest leer geworden. Ich habe keinen Kerl mehr auf der Farm!“

„Wir auch nicht!“ versetzte Frau Ida.

„Auch der Christian, mein Boy, ist ausgerückt,“ fuhr Wilhelm fort, „und den ganzen Cognac hat das Vieh mitgenommen.“

Da kam auch Fritz im schwerfälligen Trab seines Reittiers auf den Hof geritten. Er hob halb verzweifelnd beide Arme und rief: „Alles weg! Sie haben alles Vieh abgetrieben!“

„Natürlich!“ sagte Wilhelm. „Ich habe auch bloß noch meinen Reitochsen und ein paar Milchtühe. Wenn ich nach Hause komme, sind die auch fort!“

„Bleibe bei uns, Wilhelm!“ bat Ida, seine Hand fassend. „Deine Farm kannst du allein doch nicht halten, und hier ist's doch ein Mann mehr!“

„Selbstverständlich!“ entgegnete Wilhelm, und sah in ihr geängstigtes Gesicht. „Ich will aber noch einmal hinreiten, so schnell wie mein altes Faultier laufen kann, und will sehen, daß ich irgend Wertvolles, das ich noch finde, herbringe. Ich habe mich, als ich den Braten roch, Hals über Kopf aufgemacht, um den Busch abzusuchen und zu sehen, wie's Euch geht.“ Damit sah er auf und ritt davon.

Auch Fritz stieg wieder in den Sattel. „Ich will bei unserm letzten Vieh bleiben,“ sagte er. „Es weidet dicht am Hofe, sie stehlen es uns sonst noch unter den Augen. Angstige dich nicht, ich kann jeden Ruf von dir hören.“

So verging der Tag. Fritz stand mit geladenem Gewehr bei seiner ach! so kleinen Herde, Ida schaffte im Hause, alles für eine etwaige Verteidigung vorzubereiten.

Gegen Abend nahte ein merkwürdiger Zug auf dem ausgefahrenen Karrenwege. Voran Wilhelm, seitwärts auf seinem träge schleichenden Reitochsen sitzend; es folgte eine Kuh, die ein merkwürdiges Gebäude auf den Hörnern trug; es entpuppte sich bei näherem Zusehen als Wilhelms — allerdings bodenlosen — Lehnstuhl; eine zweite Kuh trug die Bibliothek ihres Herrn und Meisters zwischen den Hörnern, einige Kalender, landwirtschaftliche Bücher und das Lieblingsbuch Wilhelms, „Rabenbergers Badereise“; eine dritte Kuh führte einige Kälber an. Ein treuer Hund umkreiste die friedliche Herde.

„Ja, seinen Spaß muß der Mensch haben, das habe ich immer gesagt!“ erwiderte Wilhelm auf die lachende Begrüßung der beiden Bredemüllers, „und meine Sitzgelegenheit bringe ich mir selber mit, denn ich bin an meine Bequemlichkeit gewöhnt, und ich weiß nicht, ob ihr mir das so bieten könnt. Außerdem will ich nicht, daß solch schwarzer Lummel sich auf meinem Sorgenstuhle herumwälzt, — und wenn's ein schwarzer König wäre, ich will es nicht!“

Eine heitere Gelassenheit auch in bitteren Lebenslagen, ein kräftiger Witze gerade in bedrängter

Stunde gibt auch andern frohen Mut und Überlegenheit über ihr Schicksal. So überkam auch die beiden Ehegatten eine neue, belebende Spannkraft, als sie den lieben Gast in ihre Stube führten.

Die Dunkelheit war indes hereingebrochen, draußen im Hofraum war das Vieh sicher eingesenzt, die



Da nahte auf dem Karrenweg ein einsamer Reiter.

Hunde losgeloppelt, im Hause Tür und Läden fest geschlossen.

Am Tisch bei der brennenden Lampe saßen die drei einander gegenüber. Die Männer wollten die Nacht wachen und mindestens alle Stunden die Hofreite umgehen, aber was sollte morgen werden? Wenn man irgend einen Boten hätte, ihn nach der nächsten Station, ein Weg von mindestens 100 Kilometern! zu entsenden? Sollte Wilhelm etwa selbst reiten? Dieser Gedanke wurde ohne weiteres verworfen. Ein einzelner Europäer, und wäre er noch gewandter und sicherer gewesen als selbst Wilhelm, war im Busch verloren. Hier dagegen war Wilhelm mit seinem trefflicheren Gewehr von unbezahlbarem Nutzen. Man mußte geduldig abwarten, bis vielleicht eine Schutztruppenpatrouille sich durchschlug, denn das Ausbrechen des Aufstandes auch in dieser Gegend konnte auf der Station nicht lange unemerkt bleiben. Man würde sich bald nach ihnen umsehen. Lebensmittel waren reichlich vorhanden, ebenso Futter für das Vieh und Wasser. Also einige Tage Geduld und bis dahin gespannte Wachsamkeit und Vertrauen auf Gott und die wohlterprobten Waffen.

Die Nacht verging ruhig. Stündlich machten die Männer ihren Rundgang, nichts Verdächtiges fiel ihnen auf.

So kam der andere Morgen heran. Ida besorgte wieder fleißig ihre Wirtschaft, die Männer hüteten, die geladenen Gewehre im Arm, das Vieh.

Da — es war in den Vormittagsstunden und eine glühende Hitze prallte herab — nahte auf dem Karrenweg ein einsamer Reiter. Matt schlich das Pferd mit hängenden Ohren, matt sah der Mann im Sattel, wie schlaftrunken wankend. Beide Freunde

spähten scharf aus: sie erkannten das Khati, den Hut der Schutztruppe, — doch Vorsicht war geboten, — wie oft trugen Hereros die Uniformen gefallener Soldaten!

Nein! es war ein Deutscher. Die Männer eilten freudig dem Reiter entgegen. Der Unglückliche war halb verdurftet und bot einen furchtbaren Anblick. Die Augen starrten aus den Höhlen, die Halsadern waren geschwollen, blau verfärbt die Lippen, ein schwacher Schaum stand vor dem Munde. Die Männer hoben ihn von seinem völlig erschöpften Pferde und auf einen ihrer frischen Reitochsen und führten ihn zum Hause. Man bettete ihn in der kühlen Stube und reichte ihm Wasser, Wasser seinem völlig verschmachteten und aufgeriebenen Pferde.

Als der Reiter sich notdürftig erholt, sagte er mit noch heißerer Stimme, eine Patrouille von zehn Mann liege draußen im Busch, etwa 12 Kilometer von hier, Mann wie Roß völlig verschmacht. Er allein habe sich noch bis hierher schleppen können.

Da galt's kein Säumen. Schnell berieten die Männer: der Soldat würde sich bald erholt haben und konnte an Stelle Wilhelms die Farm verteidigen helfen, Wilhelm sollte den Verdurfteten Hilfe bringen. Ein großer Wassertopf wurde gefüllt, den Wilhelm auf seinen Reitochsen lud. Sein Tier nach Kräften spornend, ritt er davon.

Fritz war wieder zu seiner Herde zurückgekehrt. Wieder ein bis zwei Stunden hatte er hier gestanden, als plötzlich der Busch hinter ihm lebendig zu werden schien, — in hellen Haufen drangen sie heraus, die Hereros.

Fritz ließ alles im Stich. In Riesensprüngen eilte er auf sein Haus zu.

Blitzschnell wurden die Türen geschlossen, mit zitternden Händen verriegelte Jda die Fensterläden. Da sprangen die Hereros über die Fenz, Fritz und der Soldat standen an den Hofenstern, von hier aus erfolgte der Angriff. Schuß um Schuß knallte gegen die Feinde. Mancher stürzte kopfüber von der hohen Umwallung ins Gras, um nicht wieder aufzustehen.

Da hallten Artschläge auch an den vorderen Fenstern. Jda, ihre Kinder an sich gerissen, starrte mit weit geöffneten Augen auf das Gräßliche, da fiel der Laden, ein schwarzer Kopf erschien, ein Schuß blühte auf: Fritz stürzte durch den Hinterkopf getroffen, lautlos in sich zusammen. Für Jda ging alles unter in einem furchtbaren, markerschütternden Schrei.

Gegen Abend ritt auf neu gestärkten Pferden die Schutztruppenpatrouille auf dem Buschweg heran. Mit ihr Wilhelm. Sein Herz stand still, als er die Farm mit ausgebrannten Sparren gen Himmel starren sah. — Die Reiter ritten auf den Hof.

Unter den Trümmern des Hauses lagen der Soldat, Fritz und Jda tot. Die Kinder lebten, sie hatten sich umschlungen, die Köpfechen aneinander gelehnt und waren nach allem dem vielen Weinen einge-

schlafen. Das Jüngste hielt die alte Zemima auf dem Schoß und summite ein Liedchen, mit dem Stumpfsinn ihrer Rasse anscheinend gleichgültig gegen die Verwüstung ringsum.

Wilhelm stieg ein heißes Würgen in die Kehle. Die Tränen rannen ihm unaufhaltsam in den Bart. Er sprang aus dem Sattel und riß die beiden Knaben an seine Brust. „Joa!“ rief er, „ich habe dich lieb gehabt, immer lieb gehabt! Deine Kinder sollen meine Kinder sein!“

Erschüttert standen die Reiter um diese Gruppe. Ihr Führer, ein älterer erfahrener Offizier, schüttelte Wilhelm die Hand. „Das sind die Opfer von Deutsch-Südwest!“ sagte er, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit, „die Opfer vieler halber und unzureichender Maßregeln.“

„Aber Opfer,“ sagte Wilhelm, sich von seinen Knien erhebend, „die nicht umsonst gebracht sein sollen! Denn, wenn das deutsche Volk seines Deutsch-Südwest auch lange Zeit vergessen hat, jetzt kann es dies Land nicht mehr vergessen um all des Heldenblutes willen, das hier floß für Kultur und ein höheres Recht, als diese Wilden es besitzen.“ —

Wie es Klaus Federle machte.

Eine Skizze nach dem Leben von E. H. von Zagory.

Klaus Federle war als junger Mensch nach Amerika ausgewandert. Draußen hatte er, wie man so zu sagen pflegt, „Glück“ gehabt. Zuerst freilich nicht, da hatte er sich schwer durchkämpfen müssen, und er hat gar manchmal bei sich gedacht, wenn du so arg schaffest mußt, dann hättest du auch daheim bleiben können. —

Es kam auch eine Zeit, wo er nichts zu schaffen hatte und manchmal nicht wußte, wo er sein Haupt niederlegen und wie er satt werden sollte; ach da sehnte er sich heim, und fürchtete, draußen in der Fremde vor Hunger zu sterben. Aber schließlich fand er doch wieder Arbeit und dann kam der große Glücksfall.

Ein deutscher Bierbrauer suchte einen Biermann, er meldete sich und wurde angenommen, obgleich er keinen ganzen Klotz mehr auf dem Leibe hatte. Der Bierbrauer ließ sich von dem schätzbaren Überzug nicht abstoßen, er war ein Menschenkenner und sah unter dem zerrissenen Rock Tatkraft und Treue und Ehrlichkeit. — Und er hatte sich nicht getäuscht, er fand in Klaus Federle einen so treuen, zuverlässigen, intelligenten Arbeiter, daß er ihm bald eine Bierverkaufsstelle einrichtete.

Klaus Federle bewährte sich auch da, und als er schließlich nach langen Jahren sich zur Ruhe setzte und einer jüngeren Kraft die Sache überlassen hatte, belief sich sein Vermögen auf 20 000 Dollar.

Nun überlegte er, wem er wohl das Geld vermachen könnte, denn Klaus Federle gehört nicht zu den Leuten, die nicht gern an ihr Testament denken, weil sie sich einbilden, wenn sie es machen, müssen sie sterben, im Gegenteil, Klaus Federle wollte sein irdisches Hab und Haus auch aufs beste bestellt

haben, damit er seine Arbeit vollbracht hätte, wenn ihn der liebe Gott einmal heimrief. In der Heimat hatte er wohl noch Verwandte, die mußte er eigentlich bedenken, aber er wollte auch sehen, daß sein mühsam erworbenes Geld auch in die rechten Hände käme, in treue und gute Hände. Er setzte sich hin und schrieb an alle Verwandten Briefe mit dem gleichlautenden Inhalt „der Winter sei vor der Tür, ob ihm die lieben Verwandten nicht eine kleine Unterstützung zukommen lassen wollten, um ihn vor Frost und Hunger zu schützen.“

Niemand von den lieben Verwandten antwortete ihm, nur die Tochter eines verstorbenen Veters, die sich als Telephonistin ihr Brot verdiente, schickte ihm 45 Mark und schrieb dazu freundliche, liebe Worte. Sie bedauerte, daß sie ihm nicht mehr schicken könne, aber sie hätte selbst nicht mehr. Die 45 Mark hätte sie sich zu ihrer Ausstattung zurückgelegt, aber sie schickte sie lieber ihm, mit der Ausstattung pressierte es nicht, sie und ihr Verlobter, der Volksschullehrer sei, seien beide noch jung und müßten doch noch ein paar Jahre warten, der alte Onkel brauchte das Geld besser wie sie, und sie wünsche von Herzen, daß es ihm das Leben erleichtere. Wenn er wieder in Not wäre, sollte er nur getrost schreiben, sie wolle jetzt jeden Monat etwas für ihn zurücklegen.

Eine Antwort bekam sie nicht auf diese Sendung und das arme Mädchen mußte sich von ihren Verwandten aushöhlen und sogar von ihrem Verlobten auslachen lassen. Sie sagten ihr, sie hätte ihr Geld ebenjogut zum Fenster hinauswerfen können, und fragten immer, ob der dankbare Onkel denn noch nicht geschrieben hätte.

Die arme Marie aber ließ alles still über sich ergehen, sie wunderte sich ja auch, daß der Onkel kein Wort auf ihre Sendung erwiderte, aber sie tröstete sich damit, das Brieffschreiben kostete Geld und der alte Mann war gewiß in Not, da brauchte er wahrscheinlich das Geld lieber für Brot und wartete mit der Antwort, bis er wieder etwas nötig hatte. Und jeden Monat legte sie etwas von ihrem Gehalt für den armen, alten Onkel in der Fremde zurück.

So verging beinahe ein Jahr und der alte Onkel ließ gar nichts von sich hören; dafür erhielt das junge Mädchen von dem Generalkonsulat der Stadt, in welcher der alte Mann wohnte, die Nachricht, daß der verstorbene Onkel ihres Vaters sie zur Universalerin seines Vermögens von 20 000 Dollar ernannt habe.

Nun gab es einen Aufruhr unter den lieben Verwandten; sie warfen dem jungen Mädchen vor, sie hätte davon gewußt und sei deshalb so hilfsbereit gewesen. Sie verstummten aber bald und wurden ganz gelb vor Arger, als jedem von ihnen durch einen Rechtsanwalt ein Schreiben zugeing, welches von ihrem verstorbenen Verwandten war und also lautete „Da ich mein Vermögen nur einem Menschen hinterlassen wollte, der ein gutes Herz hat, so habe ich an meine sämtlichen Verwandten die gleiche Bittschrift geschickt — es hat mir keiner von ihnen nur

eine Zeile darauf geantwortet außer der jungen Tochter meines verstorbenen Veters, Maria Federle. — Sie hat mir nicht allein einen freundlichen Brief geschrieben, sondern sie hat mir auch ihr mühsam Erspartes geschickt und mir außerdem noch die Mitteilug gemacht, daß sie von nun an jeden Monat für mich armen, alten Mann ein paar Mark zurücklegen wolle. Der ganze Brief und ihre selbstlose Tat aber haben mir gezeigt, wer mit meinem Vermögen so haushalten wird, wie ich es wünsche. Darum habe ich meine Nichte, Maria Federle, zur alleinigen Erbin meines Vermögens erklärt, und ich bin gewiß, sie wird nicht bloß selbst dadurch glücklich werden, sondern auch andere dadurch glücklich machen.“

Die lieben Verwandten waren nun natürlich außer sich, sie schalten auf den alten Heuchler und machten sich gegenseitig Vorwürfe, — aber es half ihnen doch nichts.

Das Brautpaar aber war erst wie aus den Wolken gefallen, dann aber segneten sie den Einfall des alten Herrn, und waren ihm von Herzen dankbar dafür, denn nun konnten sie sich ja ein eigenes Heim schaffen, und ihr größter Wunsch wurde so schnell erfüllt, wie sie es nie für möglich gehalten hätten.

Der Alte war fürwahr ein kluger Mann gewesen. Wenn man als Bittender kommt, da lernt man recht, was am Menschen ist. Wie zeigt sich dann mancher so ganz anders, als man es bisher von ihm geglaubt. Nur wer gern geben mag, ist wert, zu nehmen, und wird gut anwenden, was ihm zufällt an Reichtum, Gut und Geld.

So machte es Klaus Federle mit seinem Geld — und es wäre gut, wenn es noch mehr solch kluge Leute gäbe, dann käme gar manches Erbteil in dankbarere und bessere Hände, als jetzt, wo es nur zu oft an Menschen kommt, die nichts weiter sind, als lachende Erben! —

Auß der Schule.

Lehrer: „Weshalb bist du zu spät gekommen, Müller?“ — Müller: „Unsere Uhr ging nicht richtig.“ — Lehrer: „Und du Meier?“ — Meier: „Ich konnte meine Bücher gar nicht finden.“ — Lehrer: „Und du, Lehmann?“ — Lehmann: „Ich hatte Nasenbluten.“ — Lehrer: „Und du, Schulze?“ — Schulze fängt laut zu weinen an. — Lehrer: „Weshalb weinst du denn?“ — Schulze: „Ja die andern haben schon alles gesagt, und nun weiß ich nichts mehr.“

Ein großmütiger Reffe.

„Lieber Junge, ich habe mich entschlossen, dir mein ganzes Vermögen zu schenken, jedoch mit der Bedingung, daß du mir eine kleine Rente läßt.“ — „O gewiß, liebe Tante, so klein wie du nur wünschest.“

Ein neues Leben.



Es war im November. Kühler Nordwind strich über die stoppelbestandenen Fluren und trieb zahlreiche Schneeflocken vor sich her, so daß der Aufenthalt im Freien schon recht ungemütlich wurde, und wer es machen konnte, blieb flüchtigerweise in der warmen Stube.

Zu diesen Glücklichen gehörten zweifellos auch die vier Männer, die dort im „Löwen“ morgens zwischen neun und zehn Uhr an dem Tisch nächst dem Diensofen und an Wein und Schinken sich gütlich taten.

Der Älteste, ein kräftig gebauter Mann mit blühenden Augen, deren Feuer zu den schon ziemlich grauen Haaren nicht recht zu passen schien, saß, wie es dem Alter gebührt, oben am Tische und hatte eine gewisse Ruhe und Würde in seinem Benehmen, die seinen drei Zechgenossen vollständig zu mangeln schien.

Der Müllerfranz, ein stämmiger Mann von etwa dreißig Jahren und für sein Alter schon ordentlich beleibt, schäferzte mit der Luis, einer Verwandten des Löwenwirts, welche die rechte Hand der Hausfrau genannt werden konnte und gar sauber und artig zu servieren verstand. Der Altvogtsbauer, lang und hager von Gestalt, und sein behäbiges Gegenüber redeten über Dinge, von denen sie blühwenig verstanden, d. h. sie politisierten.

Eben legte der Altvogtsbauer die Zeitung, welche er mit jenem Eifer, den behäbige Frühstückler bei solcher Arbeit zu entwickeln pflegen, gelesen hatte, beiseite und sagte zu seinem dicken Bisavis, dem Bruggbauern: „Immer und immer hat man zu lesen von der Fürsorge für entlassene Sträflinge. Die werden gehätschelt und getätschelt, als ob sie des Herrgotts liebste Kinder wären. Wir kommen noch so weit, daß die Herren Verbrecher, Mörder, Diebe, Betrüger und andere Strolche um so wertvollere Auszeichnungen erhalten, je mehr sie an ihren Mitemenschen sich vergangen haben. Es ist ein Glend mit der Humanitätsduselei, deren die großen Herren sich schuldig machen. Sie wollen die Herren Verbrecher bessern und zwar mit Liebe und Güte, nur nicht mit Strenge. Ein solches Verfahren kommt

mit gerade so vor, wie wenn ich zu meinem Buben, den ich am Apffelrunter schlagen treffe, sagte: „Komm, Franzle, da hast zwanzig Pfennig, hol dir ein Gutzel, aber ich bitt' dich um tausend Gotts willen, schlag mir keine Apffel mehr runter.“ Gewiß würde man mich einen Narren heißen, wenn ich so handelte, und mit Recht. Denn in solchem Falle gehört dem Buben das Höslein gespannt. Und die Herren Verbrecher gehören durchgepeitscht, daß ihnen das Liegen weh tut, eingesperrt bei Wasser und Brot, und wenn sie rauskommen, gebrannt, daß man sie kennt, wo sie hinkommen. Und tun sie nicht gut, nun, dann gehören sie an den Galgen, wie früher auch. Vor etlichen hundert Jahren hat man, wie ich schon g'hört und gelesen, nicht halb soviel Federlesens gemacht mit solchen Gutekeln. Man hat sie einfach geköpft, gehenkt, gerädert und gespießt, je nachdem, und das Land ist wohl dabei gefahren und hat keine palastartigen Bauten zu ihrer Aufbewahrung gebraucht. Die neumodischen Herren aber wollen alles besser verstehen und nehmen die Spitzbuben gehörig in Schutz, damit ja deren teures Leben nicht in Gefahr kommt, bigott!“

„Und sie verstehen es auch besser und handeln vernünftiger und menschlicher als unsere Altvordern,“ nahm jetzt der Präsident des Frühstückskollegiums das Wort. „Unsere Justizpflege ist denn doch eine andere und gerechtere als jene, welche vor 2—300 Jahren in Übung war. Hielten sich die damaligen Gerichte bei ihrem Erkenntnis, bei der Beurteilung eines Verbrechers ausschließlich an die Wirkung des Vergehens, so spürt der heutige Richter auch dessen Ursachen, die für den Verbrecher mehr oder weniger belastend sein können, nach und fällt auf Grund dieses Untersuchungsergebnisses sein Urteil. Der heutige Gesetzgeber hält sich nicht allein an die Tat als solche, er zieht die Individualität, die Verhältnisse des Verbrechers, alle Umstände und Nebenumstände genau in Betracht, und zwar mit Recht. Denn die Beweggründe zu einem Vergehen können eben sehr verschiedene, bald mehr, bald weniger zwingende sein, und der Satz: „Wenn zwei dasselbe tun, ist es doch nicht dasselbe,“ hat hier seine volle Berechtigung. Wenn ein ungebildeter Mensch mit schlechter Erziehung einen Mord ausführt, ist es noch lange nicht so arg, wie bei einem Menschen, der von Jugend auf gehegt und gepflegt, mit Liebe getragen und mit Sorgfalt erzogen wurde und dennoch ein solches Vergehen sich zuschulden kommen läßt, d. h. der Mord an sich bleibt in jedem Falle derselbe, aber die Täter fallen unter zwei ganz verschiedene Urteile. Und solche Beispiele ließen sich zu Hunderten anführen, das eine aber möge genügen. Wenn Ihr aber meint, die Justiz früherer Jahrhunderte mit ihrem Henken, Brennen, Sengen, Blenden, Köpfen und Nädern sei besser gefahren, habe das Übel bei der Wurzel gefaßt, dann seid Ihr sehr auf dem Holzwege. Schlagt die Blätter der Geschichte auf, da werdet Ihr finden, daß die Leute früher trotz Galgen und Rad viel roher und brutaler und die

Verbrecher viel zahlreicher, als heute, waren. Das macht: Brutalität fordert Brutalität und Bestialität heraus, und brutal und bestialisch war die frühere Justiz. Bei der heute eingehaltenen Milde und Humanität kommt doch ein schöner Bruchteil der Verbrecher wieder zur Umkehr, was früher beinahe unmöglich war."

"Ja," sagte der Altvogtsbauer, "ein schöner Bruchteil, möchte den wirklich auch sehen! Wer einmal gestohlen hat, bleibt ein Dieb seiner Lebtag."

"Das muß ich entschieden bestreiten," nahm der Alte das Wort. "Unter vielen Fällen, in denen Gefallene wieder aufstanden, will ich nur einen herausheben, wenn Ihr mir zuhören wollt."

"Wir sind dabei," riefen die drei andern im Chorus. "Räuber geschichten hört man immer gern und nicht nur bei Nacht oder zwischen Licht und Dunkel, auch am frühen Morgen beim Reumühgeschoppen. Um diese Zeit nehmen sie sich auch nicht gar so „grusig“ aus."

Also — begann Herr Huber, wie wir den alten Erzähler nennen wollen — vor langen Jahren lebte droben im Gebirge ein armes Ehepaar, das bei seinem geringen Einkommen nur allzusehr mit Kindern gesegnet war. Drei Buben und vier Mädchen saßen um den Tisch, und Milch und Kartoffeln wollten oft nicht recht reichen. Überladen ging keines vom Tisch. Daß unter diesen Umständen von einer richtigen Erziehung keine Rede sein konnte, liegt auf der Hand. Die Kinder wurden vormittags, weil das einmal von Gehebes wegen sein mußte, zur Schule geschickt, aber nachmittags zu allerlei Arbeiten herangezogen, bei denen sie gewöhnlich wieder vergaßen, was sie morgens gelernt hatten. Das ist nun bei den meisten Kindern auf dem Lande so und hat auch nicht so gar viel zu bedeuten. Lernen sie rechnen, schreiben und lesen, so genügt es für die Stellung die sie einmal im Leben einzunehmen haben. Ein ungelehrter Steinklopfer oder Wellenbinder ist mit seinem Stand und Schicksal immer zufriedener, als ein gelehrter. Warum? Weil er geistige Bedürfnisse, welche sein Stand ihm doch nicht zu befriedigen erlaubt, nicht kennt, also auch nicht durch sie geplagt wird.

Das sind die Alltagsmenschen, die sich stets in die gegebenen Verhältnisse finden. Neben diesen gibt es aber auch andere, deren Wissensdrang und Latendurst in den engen Schranken eines Tagelöhnerstübens nie Befriedigung finden. Der Besitzer solcher Eigenschaften will hinaus in die Welt, will erfinden und ergründen, bauen und hauen, er will Gegenstände haben, an denen er seine Geistes- und Körperkraft erproben und stählen und sich selbst über das Niveau der Alltäglichkeit emporheben kann.

Zu dieser letzten Sorte gehörte nun auch eines der sieben Kinder, die der arme, vorhin erwähnte Mann auf den Bergen droben aufzog. Während seine Geschwister sich Brot und Milch und Mehlsuppe wohlschmecken ließen, beim Geißenhüten sich gemütlich auf den Rücken legten und in den blauen Himmel hineinschauten, quälte sich ihr Bruder, Hän-

chen genannt, darüber ab, warum wohl die Sonne jeden Tag untergehe, warum sie wohl golden und nicht grün sei, warum die Geißen keine Hühner hätten, wie die Hölle, warum endlich der Vogel fliegen könne und die Kacke nicht. Kurz, er zeigte für alles, was um und über ihm vorging, das eifrigste Interesse und stellte des Tages hundert Fragen, die ihm niemand beantworten konnte. Dabei war er der schlechteste Hirte im Orte. Während er nach den Sternen schaute, gingen die Geißen in die Kartoffeln, ins Korn oder wo sie sonst nicht sein sollten, und es hieß: der Hänsele ist ein Galgenstrick und bleibt einer, und damit er es selbst auch inne würde, spannte man ihm zeitweise tüchtig die Hosenträger.

Das schien ihm indessen nicht zu gefallen, denn eines Tages, als man zur Morgensuppe rief, waren die Hänsechen verschwunden. Gar oft, wenn er hinüber nach den Vogesen sah, die schimmernd ins Blau des Himmels sich tauchten und weil sie eben die Grenzlinie des Horizonts bildeten, für ihn das Ende der Welt bedeuteten, hatte es ihn allgewaltig in die Welt hinausgezogen, hinüber nach den Vogesen, nach dem "Ende der Welt", wo es seiner Anschauung nach wie im Himmel zu sein schien, weil alles so stimmte und blühte. Und als dann eines Abends wegen einer Pflichtver säumnis, die er sich hatte zuschulden kommen lassen, sein Hösle ganz unfaust gespannt worden war, war in ihm der Entschluß zur Flucht reif geworden. Ohne Ausweis-papiere, ohne Schuhe und Hut, nur mit einer geflickten Zwilchhose und einem ebenso defekten Tschopen bekleidet, war Hänsele in die Welt hinausgegangen, um sein Glück zu erjagen.

Gar bald mußte er indessen die Erfahrung machen, daß draußen in der Fremde auch nicht eitel Gold zu finden sei und daß die gebratenen Tauben einem in Schoppeheim so wenig in den Mund fliegen, wie droben im Wald, dem er so hoffnungsfroh und mutig entflohen war.

Nachdem er einige Nächte (es war zum Glück im Hochsommer) unter freiem Himmel sein Haupt zum Schlafe niedergelegt und seinen Magen auf der Wanderung mit Milch und Schwarzbrot, welche Dinge mitleidige Leute ihm reichten, befriedigt hatte, kam er endlich nach Lörrach. Hier nahm ihn ein biederer Holzfuhrmann mit nach Basel, wo, wie er sagte, schon manches arme Büble sein Glück gemacht habe.

In Basel, der großen, fremden Stadt, stand nun



Damit er es selbst auch inne würde, spannte man ihm zeitweise tüchtig die Hosenträger.

Hänsle, der die Vogelesen für das Ende der Welt angesehen hatte. Wie er da schaut! Er wußte nicht, wie er all das Neue mit seinen zwei einzigen Augen durchsehen sollte. Zuletzt aber blieb sein Blick auf einem Buben, der an einer Straßenecke Brezeln und andere Backwaren feilhielt, haften. Er hatte noch ein einziges Gröschlein, tut drei Kreuzer, in der Tasche, und diese Meisensumme wollte er nun in Brot anlegen, denn der Hunger plagte ihn gar zu sehr.

Altersgenossen sind immer mehr oder weniger zutraulich zueinander. Darum waren denn die beiden Buben, der Weckliverkäufer und der Wecklihändler, auch bald in ein lebhaftes Gespräch verwickelt, das weit über ihren Handel hinausging.

„Also du bist fremd hier,“ sagte der Wecklihändler, „und wirst auch nicht wissen, wo du unterschlupfen kannst, wie ich, als ich zum erstenmal hierherkam. Das ist eine verzeufelte Geschichte, wenn man wie eine fremde Raube, der niemand Futter gibt, in solcher Stadt herumlaufen muß. Wist du was, bei uns hat einer das Fortgehen im Sinn; du könntest seine Stelle haben. Das Wecklitragen ist das schlimmste Geschäft für einen Buben noch lange nicht. Wir bekommen Kost und Lagerstatt, dazu einen Baken von jedem Franken, den wir lösen, und es kann einer im Tag gut auf 1—2 Franken kommen. Wenn du also Lust hast, nehme ich dich mittags mit zum Meister.“

Ob Hänsle Lust hatte? Wie eine Botschaft des Himmels hörte er den Antrag des dienstwilligen Wecklitragers an, dessen Meister, ein braver, verständiger Mann, den Hänsle auch sofort aufnahm.

Beim Wecklitragen war nun Hänsle mit allem, was des Leibes Nothdurft betrifft, wohl versorgt, und anfangs fühlte er sich auch ganz glücklich in seinem neuen Beruf, der aber, da die Buben viel freie Zeit haben, von Wirtschaft zu Wirtschaft laufen müssen und unter allen Sorten Menschen herumkommen, der sittlichen Gefahren gar viele in sich birgt. Die meisten Weckliträger werden daher meist lieberliche, dem Trunke und andern Ausschweifungen ergebene Menschen.

Das konnte nun freilich vom Hänsle nicht gesagt werden. Er lebte mäßig, gab sein Geld für Bücher aus, die ihm nach anderer Richtung hin gefährlich wurden. Der gute Hänsle hatte niemand, der ihn leitete und führte, niemand, der ihn Falsches vom Wahren unterscheiden lehrte. Er kaufte daher meist Ritters-, Räuber- und Indianergeschichten, weil dieser Werke Titelblatt auch gar zu anziehende Bilder aufwies.

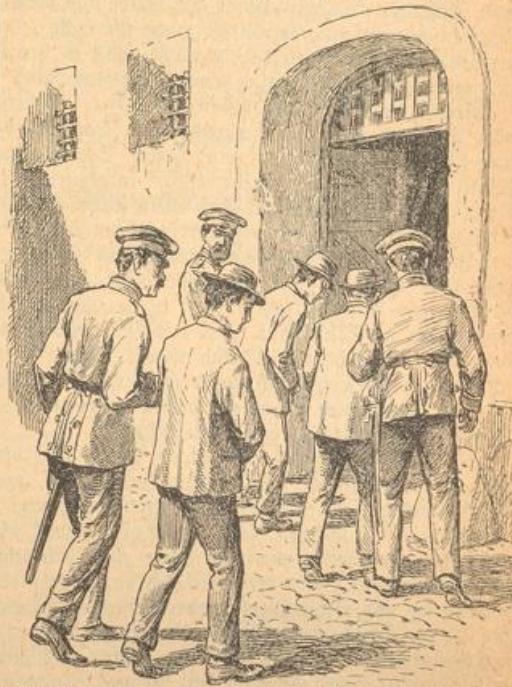
An dieser Schundlektüre nun erhitze sich seine Phantasie. Tag und Nacht dachte er nur noch an Räuber, Seehelden, Welteroberer, Indianerhauptlinge, und das Verlangen, etwas Ähnliches zu werden, wurde immer brennender in ihm.

Zu allem Unglück traf er noch gleichgesinnte Kameraden, und so dauerte es gar nicht lange, so war die „Bande“ komplett. Die Burzchen kauften Pistolen und Dolche, übten sich im Schießen, unternahmen

da einen Streich und dort einen, und wußten sich mit Spitzbubengentialität immer dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit zu entziehen.

Endlich, der Hänsle war ein Hans geworden, zählte der Jahre achtzehn, da beschloß er, mit noch zwei andern durch einen Hauptstreich, durch einen Einbruch in einen Goldladen, sich in den Besitz der nötigen Mittel zu einer Amerikareise zu setzen.

Der Streich gelang wider Erwarten gut, aber mit dem Amerikareisen hatte es gute Wege. Hans und seine zwei Freunde vom Räuberhandwerk wurden



Ohne viele Umstände wurden sie ins Untersuchungsgefängnis geführt noch am nämlichen Tag, da sie eingebrochen waren, erwischt, als sie gerade bei Rotwein und einem sauern Leberle die Aussichten erörterten, die bei einer Flucht über Havre sich bieten würden.

Ohne viele Umstände wurden sie in das Untersuchungsgefängnis geführt, ihres Raubes entledigt, ins Verhör genommen und einige Wochen später verurteilt: Hans als Anführer des Unternehmens zu zwei, seine Genossen zu je einem Jahre Gefängnis.

Dort in seiner einsamen Zelle mußte Hans ein Handwerk lernen, er durfte oder mußte in die Kirche und in die Schule, und der ihm gebotene Lesestoff wurde genau seinem Begriffsvermögen angepaßt, so daß er hinter den Kerkermauern das Fest der Wiedergeburt feierte.

Mit einem Wort: Hans wurde ein tüchtiger Arbeiter, sittlich geschult und gehoben, und verließ als sehr brauchbarer Mensch das Gefängnis.

Die Freiheit benutzte er dazu, sich ein Kapital zusammenzusparen und sich weiter auszubilden; er zog

in eine fremde Gegend, nahm eine Frau, richtete sich zuerst als Kleinmeister und später als Fabrikant ein, und er ist einer armen Gegend sehr zum Segen geworden, indem er Hunderten von Menschen Arbeit und Brot gab. — „Und nun, was sagt Ihr dazu, Altwogtsbauer?“ wandte der Erzähler sich an diesen.

„Daß es sehr hübsch erzählt ist,“ entgegnete dieser, „ob Ihre Geschichte aber der Wahrheit entspricht, ist eine andere Frage.“

„Eine andere Frage? Kennt Ihr mich nicht seit dreißig Jahren, habe ich meine Pflichten nicht nach jeder Richtung hin gegen Staat, Gemeinde und meine Mitmenschen getreulich erfüllt? Habe ich nicht insbesondere dieses Dorf zu dem gemacht, was es heute ist, zu einer reichen, großen und angesehenen Gemeinde?“

„Freilich, jawohl, das haben Sie, Herr Huber, aber Sie sind auch kein Verbrecher und kein Sträfling gewesen. Wenn einer mal hinter Schloß und Riegel saß, wird er nicht mehr besser,“ entgegnete der Altwogtsbauer, „das hat schon mein seliger Großvater gesagt, und der war bewandert in solchen Sachen.“

„Und doch bin ich bestimmt und genau derjenige, von dem ich Euch soeben erzähle. Ich bin jenes Hänsele, das seinen Eltern entlie, in der Großstadt von Stufe zu Stufe sank und erst im Gefängnis wieder ein brauchbarer Mensch wurde. Jetzt darf ich es schon bekennen, und wenn es nur zum Zwecke geschieht, gegen das Vorurteil, das man gegen entlassene Strafgefangene hegt, aufzutreten.“

„Ja, wär' denn das möglich?“ schrieb nun die ganze Tischgesellschaft, „Sie, Herr Huber, Sie, der Schuhfabrikant, wären schon im Gefängnis gewesen?“

„Jawohl,“ entgegnete dieser, „und drum, weil ich aus Erfahrung weiß, wie junge Leute ohne Führung und Leitung dem Bösen verfallen und durch geeignete Belehrung und Behandlung wieder aufstehen können, bin ich so sehr für eine menschenwürdige Behandlung der Gefangenen. Was meinen Sie wohl, was aus mir geworden wäre, wenn ich statt der anerkennungs-werten Behandlung, statt dem milden Zuspruch seitens des Personals im Gefängnisse Stockprügel, statt genügender Nahrung Wasser und Brot und eine Strohschütte in dunklem Raum zur Lagerstatt erhalten hätte? Als wut- und rachschnaubender Mensch hätte ich das Gefängnis verlassen und wäre der Gesellschaft verderblicher als vorher geworden.“

Des Altwogtsbauern ohnehin schon lange Nase wurde ob dieses Vortrags noch länger. Er pflegte die Menschen nach dem Geldbeutel zu taxieren, und da die Nase des Schuhfabrikanten denn doch die des Bauern bei weitem an Fülle übertraf, sagte er gedehnt: „Ja, auf die Art angesehen, Herr Huber, könnten Sie schon recht haben.“

Die Ordonnanz im Kugelregen.

Humoreske von R. Münchgesang.

Alles konnte der Herr Feldwebel Vendemann vertragen, alles: Wein, Bier, Kümmel, einen derben Witz, Sauerkraut und Milchsuppe, Schokolade und

marinierte Heringe, Regen und Sonnenbrand, schlechte Laune des Herrn Hauptmanns, Gardinenpreibigen seiner Hausherrn, Grobheiten der Kameraden, Maliceen der Herren Unteroffiziere, Unarten seiner Kinder, Dummheiten der Rekruten, alles, alles, nur eins nicht: daß er — beim Essen gestört wurde. Und das wußte das ganze Bataillon. Jeden Mittag, wenn seine Zeit kam, saß er eine halbe Stunde andachts-voll hinter dem Tische, nach Umständen auch länger, schmauste und labte sich. So ein bißchen Feinschmecker war er nämlich auch, er machte selbst den Speisezettel und verlangte, daß die Mahlzeit nicht nur gut schmecke, sondern auch ein vorteilhaftes Aussehen habe. Traß es seine Frau, so hatte sie einen guten Tag und konnte etwas mit ihm aufstellen. Die gute Alte saß immer dabei, wenn er tafelte, wehrte ihm die Fliegen ab und die Besucher und erzählte ihm dies und jenes. Und so wollte er's haben.

Übrigens war Vendemann eine kruzbrave Haut, ein guter Kerl und im Dienste gewissenhaft und zuverlässig, kein Duckmäuser oder Spielverderber, kein Streber oder Angeber, tat seine Pflicht schlecht und recht, nicht mehr noch weniger, freute sich auf das nächste Mittagsbrot und ließ sich dabei nicht stören. So einen soll man in Ruhe lassen, denke ich, man verbräuchet ihn, wie er ist, wünscht ihm eine geeignete Mahlzeit, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, und macht es nicht, wie der Feldwebel Eierbein von der ersten Kompagnie.

Dem der — nun kommt die Katastrophe — der schickte ihm eine Ordonnanz ins Haus, zu Mittag, während der Herr Feldwebel Vendemann speiste. Es gab Leberknödel, seine Leibspeise, und eine Schüssel Kartoffeln stand auch dabei, Bellkartoffeln, die ihm die Hausfrau nach Bedürfnis schälte; aber nur die guten, mehligten, die andern mochte er nicht, die wärmte sie sich nachher auf für sich und die Kinder, wenn er fort war. Das schmecte dem guten Vendemann! Leberknödel waren seine Leibspeise, und gut geraten waren sie auch. Und viele waren vorhanden, und schön sahen sie aus, und rochen schön, und schmeckten —

„Ei zum Donnerwetter! Was will der versch... Kerl!“ rief da Vendemann ganz wütend; wie so eine Fliege in die Suppe war eine Ordonnanz herein-geplumpst.

„Der Herr Feldwebel Eierbein läßt um die Parole-kladde bitten, er hat die seinige nicht vollständig, soll sofort zum Herrn Hauptmann kommen zum Bericht, weil der Herr Hauptmann...“

„Krrraus!“ brüllt Vendemann. „So eine Rücksichtslosigkeit! Kann der nicht warten, bis ich mein bißchen Essen hinter mir habe?“

Bißchen Essen! dachte die Ordonnanz, du siehst mir aus wie ein bißchen Essen. Aber was geht's mich an?

Er machte also Kehrt und berichtete Eierbein, der Herr Feldwebel Vendemann sei beim Essen und verbitte sich jede Störung.

„Zum Kukud! Ich muß sogleich zum Hauptmann!“ rief Eierbein, der wirklich in der Not war,

Was ist „Kathreiners Malzkaffee“?

Diese Frage kann man kurz und treffend so beantworten: Kathreiners Malzkaffee ist das beste, bekömmlichste und billigste Haus- und Familiengetränk, das es gibt. Kathreiners Malzkaffee wird immer mehr statt Bohnenkaffee getrunken. Bohnenkaffee, dieses verbreitete Volksgetränk, enthält Koffein, das nicht ungefährlich ist. Haben Sie nicht auch schon Herzklopfen, Schwindel, Magen- und Verdauungsstörungen nach dem Genuß von Bohnenkaffee gehabt? Ist es Ihnen noch nicht passiert, daß Sie nachts nicht schlafen konnten, weil Sie spät abends Kaffee getrunken hatten? Häufig merkt man die schädlichen Nachwirkungen des Bohnenkaffees nicht oder nicht sofort, aber sie stellen sich oft später ein. Alle Personen, auf die das vorher Gesagte zutrifft, sollten den Bohnenkaffee ganz meiden. Für Kinder ist Bohnenkaffee immer schädlich. Stillende Frauen und schwächliche Personen sollten ihn ebenfalls nicht

trinken, umso mehr, als Kathreiners Malzkaffee vollen Kaffeegenuß bietet, dabei aber nicht nur gänzlich frei von schädlichen Stoffen ist, sondern sogar der Gesundheit förderlich ist und auch Nährstoffe befißt.

Dazu ist Kathreiners Malzkaffee viel billiger als Bohnenkaffee; ein ganzes Liter stellt sich nur auf etwa 3 Pf. Die Billigkeit macht Kathreiners Malzkaffee zum Volksgetränk im besten Sinne des Wortes. Seit 18 Jahren ist er glänzend bewährt und wird täglich von Millionen Menschen getrunken. Wenn Sie Kathreiners Malzkaffee noch nicht kennen, so machen Sie noch heute einen Versuch damit. Schon für 10 Pfennige erhalten Sie in den Geschäften ein Prodepaket, ausreichend für 20 Tassen.

Probieren Sie Kathreiners Malzkaffee und Sie werden von seinem würzigen Wohlgeschmack überzeugt sein!



Kochvorschriften

Kathreiners Malzkaffee

kann überbrüht oder gekocht werden:

Überbrühen:

(Einfache Zubereitung):
3 Lot (60 Gramm)
Kathreiners Malzkaffee
ziemlich grob mahlen
und mit 1 Liter kochendem
Wasser langsam
überbrühen, genau wie
Bohnenkaffee.

Kochen:

(Sparsame Zubereitung):
2 Lot (40 Gramm)
Kathreiners Malzkaffee
ziemlich grob mahlen,
mit 1 Liter kaltem
Wasser ansetzen, einige
Minuten kochen lassen
und durchsiehen.

(Beste Zubereitung):

Die Hälfte Malzkaffee kochen und
damit die andere Hälfte überbrühen.

Mischungen

Kathreiner mit Bohnenkaffee:

1 Lot (20 Gramm)
Kathreiner in 1 Liter
Wasser wie oben be-
schrieben kochen und
damit 1 Lot Bohnen-
kaffee langsam über-
brühen.

Kathreiner mit Kakao:

1 Lot (20 Gramm)
Kathreiner in 1 Liter
Wasser wie oben be-
schrieben kochen,
durchsiehen und damit
3 gehäufte Kaffeelöffel
Kakao anrühren.

Gute Milch, möglichst Sahne verwenden.

Kathreiners Malzkaffee ist nur echt im geschlossenen Paket in der bekannten Ausstattung mit Bild und Namen des Pfarrers Kneipp und der Firma Kathreiners Malzkaffee-Fabrik.

(Siehe obenstehende Abbildung.)

Da viele Nachahmungen bestehen, so achte man beim Einkauf genau auf diese Kennzeichen.

Kathreiners Malzkaffee ist das gesündeste, preiswerteste und wohlgeschmeckendste Frühstücks- und Familiengetränk.

Einen Preis erhalten Sie, wenn Sie diese Bedingungen erfüllen:

1. Erkundigen Sie sich in Ihrem Bekanntenkreise, in welchen Familien noch nicht Kathreiners Malzkaffee getrunken wird.

Senden Sie im März 1909 die genauen Adressen von 6 Familien, die noch nicht Kathreiners Malzkaffee trinken, auf eine Postkarte deutlich geschrieben, an Kathreiners Malzkaffee-Fabriken, München, Brieffach 154, ein. Ebenso im September 1909 wiederum die Adressen von 6 andern Familien, die noch nicht Kathreiners Malzkaffee trinken.

Es müssen aber Adressen von Familien sein, nicht von alleinlebenden Personen. Es gelten nur ganz zutreffende Adressen; wir lassen sie nachprüfen.

Die Zusendung darf nur im März und im September geschehen; frühere oder spätere Einsendung ist ungünstig.

2. Sammeln Sie die leeren Düten von Kathreiners Malzkaffee, den Sie in Ihrem Haushalte verbrauchen und senden Sie im September 1909 zehn leere Pfunddüten an Kathreiners Malzkaffee-Fabriken, München, Brieffach 154, ein, als Drucksache in einem offenen Kuvert, mit 5 Pfg. frankiert. Statt der 10 Pfunddüten können es auch 20 Halbpfunddüten sein.

Bergessen Sie nicht, auf dem Kuvert Ihre genaue Adresse als Absender zu vermerken, damit wir wissen, von wem die Düten kommen.

Wenn Sie diese Bedingungen richtig erfüllen, können Sie bei der letzten Einsendung im September einen der untenstehenden Gegenstände verlangen; wir werden Ihnen diesen dann kostenlos und portofrei zusenden.

Kathreiners Malzkaffee-Fabriken, München, Brieffach 154.



Herren-Portemonnaie, echt Leder



Damen-Gürtel, echt Leder



Damen-Portemonnaie, echt Leder



Elektrische Taschenlampe



Kleine Schreibtisch-Uhr



Zigaretten-Etui, Stahl oxydiert



Briefftasche, echt Leder



Zigarrentasche, echt Rindleder



Damentasche, echt Leder

die kein Gebot kennt. „Er muß das Buch heraus- rücken, denn ich muß es auf der Stelle haben. Marsch! Noch einmal hin, und ohne Buch darfst du nicht wieder kommen.“

Die Ordnung erschien also zum andern Male. Bendemann hatte das Leid, das ihm eben angetan worden, beinahe vergessen. Er hatte wieder sich auf sich selbst besonnen und einen Knödel nach dem andern mit stiller Verehrung, Dankbarkeit und Zufriedenheit zum Munde geführt.

Da — wurde die Ordnung abermals gesichtet. So und so. „Bomben und Granaten! Willst du dich sichern?“ rief Bendemann wie ein gereizter Löwe. „Ich habe Befehl, hier so lange zu warten, bis ich das Parolebuch erhalten habe.“

„Ich schieße dich nieder, Verräter!“ rief Bendemann. „Schieß du!“ dachte die Ordnung und blieb stehen. „Ich werfe dir die Schlüssel Kartoffeln an den Kopf!“ drohte der Feldwebel.

Lebertknödel wären mir in gewisser Hinsicht lieber, dachte der Mann und blieb stehen.

Bums! Klaratsch! Klirr! Babbabbabb! Bendemann hatte in der Wut wirklich die Kartoffelschüssel ergriffen und den Inhalt — Quellmänner nennt man sie im Vergischen — dem steinernen Gaste an den Kopf geworfen. Die Kartoffeln fielen zur Erde, aber der Mann blieb ruhig stehen.

Da regte sich in Bendemann der gute Kerl. Er sagte schmunzelnd zu seiner Haushehre: „Siehst du, Sophie, das nenne ich einen richtigen Soldaten. Der bleibt stehen, wenn ihm die Kartoffeln um den Schädel

Etwas vom lenkbaren Luftschiff. Eine Standrede.



Hinkender,“ sagte die Löwenwirtin während sie dem alten Kalendermann den üblichen Schoppen hinstellte, „Hinkender, Ihr mögt auf Euren Wanderungen viel zu sehen bekommen, aber was ich vor vier Wochen erblickte, das habt Ihr doch nimmer gesehen. Ich war auf Besuch bei meiner Base in Manzell am Bodensee. Wie ich eines schönen Tages mit der Base

am Seeufer entlang gehe, da sehe ich, wie die Leute sich stoßen und drängen, daß einer bald über den anderen fällt. Jetzt bringen sie den Ballon aus der Halle, höre ich die Leute rufen, und sehe schon, wie da ein ungeheuer langes, gelb und silbern schimmerndes Ungetüm aus einer Halle gezogen wird und über das Wasser hingleitet. Eine neue Art von Schiff, denke ich mir, und bleibe verwundert stehen. Auf einmal hebt sich das ganze Ding, und da habe ich erst gesehen, wie groß es eigentlich war. Unten daran hing eine Art von Gondelwerk; darauf waren Menschen, die sahen nicht größer aus wie die Zinnsoldaten. Gleichzeitig höre ich auch ein Säusen und Schnaufen, als ob der Böse selber kommt, und die Leute rufen: ‚Die Motoren sind angelassen, die Schrauben arbeiten.‘ Da fing auch die Riesenzigarre an, loszugehen, und während sie immer höher stieg, so daß die Menschen in der Gondel ganz verschwanden, fuhr sie fein säuberlich das Seeufer ab. Von Manzell nach Weersburg, von dort nach Überlingen und über den Überlinger See nach Radolfzell im Badischen und weiter nach Steckborn, Romanshorn und Arbon im Schweizerischen, just so, wie man wohl im Wagen um den See fahren kann, aber ohne sich bei den Zollbeamten lange aufzuhalten. Eine nette Fahrt, dachte ich mir, da kam das Luftschiff auch schon von Lindau her wieder über Friedrichshafen nach Manzell zurück.“

„Das habt Ihr gesehen, Löwenwirtin?“ rief der Hinkende. „Dann habt Ihr einen großen Augen-



„Bums! Klaratsch! Klirr! Babbabbabb!“

fliegen, und ich sage dir, der hält auch im Kriege so aus, wenn es so Kartätschentugeln regnet wie jetzt Quellmänner.“

„Hier hast du die Parolekladder!“ fuhr er zu dem Soldaten gewandt fort, „grüße den Feldwebel Eierbein von mir!“

blick miterlebt, von dem Ihr Euren Enkeln und Enkelkindern noch erzählen könnt, wie heute die ganz alten Leute von der ersten Eisenbahn erzählen, auf der sie von Fürth nach Nürnberg fuhren. Ich selbst bin nicht dabei gewesen, aber die Photographen mit ihren Apparaten haben das Ding auch geschaut, und wenn ich Euch die beiden Bilder hier zeige, dann werdet Ihr es gewiß wiedererkennen. Hier auf dem ersten seht Ihr die lange Riesenzigarre mit ihren Gondeln und den kleinen Menschen darin dicht über dem See, und auf dem zweiten seht Ihr das Ding hoch oben im blauen Dunst dahinfahren.“

„Wahrhaftig, das ist es,“ rief die Löwenwirtin. „Da sind auch die großen Flossen, die die Zigarre hatte, und hier sind auch die Schrauben zu sehen.“

„Ihr habt viel gesehen, Löwenwirtin,“ fuhr der Hinkende fort. „Ihr sahet das starre Riesenluftschiff des Grafen von Zeppelin, eines wackeren Mannes, der schon im Jahre 1870 ein kühnes Reiterstücklein vollbrachte, und auf dessen Wohl ich hier meinen Schoppen leere. Aber,“ sprach er weiter und wischte sich den Mund, „Ihr habt bei weitem nicht alles gesehen. Auch in Berlin am Tegeler See bei Reinickendorf stiegen leibbare Luftschiffe wöchentlich und täglich durch die blaue Luft. Bei Paris treiben solche Motorballons ebenfalls ihr Wesen und fahren von Meudon nach Chalons und von Chalons nach Meudon. Hinter dem Kanale in Aldershot in England exerzieren die Soldaten Seiner britischen Majestät gleichfalls mit solchen Luftschiffeln. Das erste freilich, dem sie den stolzen Namen Nulli Secundus gegeben haben, d. h. gegenüber keinem der Geringere, wurde ihnen vom Sturm zertrübt, aber das zweite ist im Bau. In dieser Zeit der Friedenskongresse genügen den Völkern Europas die Schlachten zu Lande und zu Wasser nicht mehr, und sie versuchen es, brauchbare Kriegsluftschiffe zu bauen. Aber nun gebt mir erst einen neuen Schoppen und dann wollen wir die Geschichte von Anfang an besprechen.“ Die Löwenwirtin stellte ihm das volle Glas hin, und der Löwenwirt brachte zwei von seinen besten Zigarren und offerierte die eine dem Hinkenden, während er die andere selber anzündete.

„Fangen wir mit der Zigarre an,“ sprach der Hinkende, während er sich das Kraut behaglich in Brand setzte. „Ihr seht, liebe Leute, wie der Rauch von dieser Zigarre senkrecht in die Höhe steigt, wie er in Form eines feinen Streifens von dem Ascheneude nach oben strömt und erst dort als eine blaue Wolke zur Ruhe kommt. Kömmt Ihr mir sagen, warum dieser Rauch nach oben und nicht nach unten geht?“

„Na das ist doch einmal immer so,“ pläzte der Barbier Peter-Fritz heraus, „Rauch steigt doch immer nach oben.“

„Oho, Herr Doktor,“ unterbrach ihn der Hinkende, „Eure Naturwissenschaften werden von Jahr zu Jahr wurmfischiger.“ Dabei zog er eine lange Weichselholzpfeife aus dem Rock, steckte die Zigarre darauf, tat ein paar Züge und legte das Ganze

dann quer über die Tischcke. Da sahen es nun alle ganz deutlich, daß der Peter-Fritz unrecht gehabt hatte. Freilich von dem brennenden Ende ging der Rauch nach wie vor in die Höhe, aus dem Mundstück der Spitze dagegen fiel er langsam nach unten.

„Ich will es Euch erklären,“ fuhr der Hinkende fort. „Nur der warme Rauch von dem brennenden Ende steigt nach oben, weil er leichter als die umgebende Luft ist. Das Leichtere schwimmt aber bekanntlich immer im Schwereren. So schwimmt Fichtenholz im Wasser und der warme Rauch, ja überhaupt die warme Luft schwimmen, weil sie leichter sind, in der kälteren Luft nach oben. Das haben nun bereits die Gebrüder Montgolfier vor mehr als hundert Jahren benutzt. Sie fertigten eine gewaltige tugelförmige Hülle aus Papier an und hingen unter



„Ihr seht, liebe Leute, wie der Rauch von dieser Zigarre senkrecht in die Höhe steigt.“

eine Öffnung im untersten Teile einen Klotz mit einem ordentlichen Feuer. Der Rauch und die heiße Luft stiegen nach oben in den Ballon, vertrieben dort die kalte Luft und schließlich ging die ganze Geschichte in die Höhe und blieb dort, bis das Feuer ausgebrannt war, um dann wieder auf die Erde zu fallen.“

„Ja, warum denn aber,“ fiel jetzt der Peter-Fritz ein, „warum haben sie denn das Feuer während der Fahrt nicht nachgeschürt?“

„Weil noch niemand mit im Ballon war,“ rief der Hinkende. „Erst ließ man den Ballon allein aufsteigen und freute sich, daß er überhaupt in die Höhe ging. Dann hing man einen Käfig mit einem Hund und einer Katze dran und staunte, als diese wieder lebendig herunterkamen. Das war im Jahr 1783. Dann sollte ein zum Tode verurteilter Per-

brecher die Fahrt mitmachen. Dem widersetzte sich aber der Franzose Blâtre de Nozier. Er stieg zusammen mit dem Marquis d'Arlandes auf und erreichte nach einer einstündigen Fahrt wohlbehalten wieder die Erdoberfläche. Der Jubel war groß. Alle Welt erwartete in jenen revolutionslüstigen Zeiten nun auch eine Revolution in Wandel und Verkehr. Nur einer sah sich die Sache sehr ruhig an, der Amerikaner Benjamin Franklin, der Erfinder des Blitzableiters, der damals die junge amerikanische Republik am französischen Hofe als Gesandter vertrat. „Es ist ein neugeborenes Kind,“ sagte er nach jenem ersten Aufstieg. „Man muß sehen, ob und wie es wächst.“ Der Amerikaner hat recht behalten. Erst hundertfünfundzwanzig Jahre später, sind wir so weit, wo die Franzosen im Jahre 1783 zu sein glaubten.

„Ich weiß schon,“ fiel jetzt der Peter-Fritsch ein, „das mit dem Feuer war eine unsichere Sache. Man hat inzwischen gelernt, den Ballon mit Gas anstatt mit Rauch zu füllen.“

„Gewiß,“ fuhr der Hinkende fort, „aber das ist schon alt. Noch im Jahre 1783, nur wenige Monate nach dem ersten Versuch der Gebrüder Montgolfier, stieg der Professor Charles in Paris bereits einen mit leichtem Wasserstoff gefüllten Ballon in die Luft, sogar noch bevor die ersten Menschen sich in die Atmosphäre erhoben. Nein, das ist es nicht, es handelt sich um etwas ganz anderes, nämlich um die Lenkbarkeit.

Alle diese Ballons waren stets ein Spiel des Windes. Sie schwammen in der Luft wie ein Stück Holz, das Ihr ins Wasser werft. Fällt es hier in den Dorsteich, so könnt Ihr es nach vier Wochen wieder finden. Kommt es aber in den Mühlbach, so muß es mit, ob es will oder nicht. Werft Ihr es gar etwa bei Kehl in den Rhein, so geht es bei Mainz und Köln vorbei nach Holland. Nach Basel kommt Ihr es nie. Das war nun aber ärgerlich. Man wollte nicht nur in die Lüfte steigen und mit dem Winde treiben. Man wollte auch zu einer bestimmten Stelle hinjahren, gleichviel wohin die Strömung der Luft ging. Der Ballon sollte sich in der Atmosphäre lenken lassen wie ein Segel- oder Ruderboot auf dem Wasser. Einige Leute kamen denn auch auf die verkehrte Idee, den Ballon mit Hilfe großer Ruder gewissermaßen durch die Luft rudern zu wollen, oder ihn gar durch ausgespannte Segel wie ein Segelboot zu bewegen. Diese Versuche hatten keinerlei Erfolg.

Auf einen richtigern Weg geriet die Menschheit, als sie sich das Dampfschiff und zwar den Schraubendampfer zum Vorbilde nahm. Wenigstens in der Theorie war der Gedanke richtig, eine Arbeitsmaschine, B. einen Dampfmotor in die Gondel zu stellen und durch diesen eine Flügelmaschine zu bewegen zu lassen. In der Praxis haperte jedoch alles. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts tauchten fortwährend Projektentwacker auf, welche lenkbare Ballons nach diesem Vorbilde erfunden haben wollten. Stets sah

man auf den Zeichnungen und Entwürfen der Erfinder einen zigarrenförmigen Ballon, in dessen Gondel eine Maschine stand, die eine Propellerschraube bewegen sollte. Zur Ausführung kam keines dieser Projekte, und es lohnt sich kaum, die Erfinder selbst zu erwähnen. Man hatte das an sich richtige Rezept: Man nehme einen zigarrenförmigen Ballon, verbinde ihn in passender Weise mit einer Gondel, baue dahinein eine Arbeitsmaschine und lasse diese auf Luftschrauben arbeiten. Sobald aber einer nach dem Recepte ein lenkbares Luftschiff herstellen wollte, stieß er auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Um das zu begreifen, müssen wir uns mit den Pferden beschäftigen. Was mag wohl Euer Brauner wiegen, Löwenwirt?“

„Nun ich denke, so etwa acht Zentner,“ erwiderte der Löwenwirt. „Also sagen wir 400 Kilogramm,“ fuhr der Hinkende fort, „und Euer Brauner hat gewiß eine Pferdekraft. Nun wißt Ihr vielleicht, daß man die Arbeit der Dampfmaschinen ebenfalls nach Pferdekraften mißt. Man nimmt an, daß ein mittelkräftiges Pferd mehrere Stunden hindurch einen Wagen, der einen Zugwiderstand von 1½ Zentnern hat, mit einer Geschwindigkeit von 1 Meter in der Sekunde ziehen kann. Zahlreiche Versuche haben diese Leistung eines Pferdes ergeben. Daher nennt man auch eine Maschinenarbeit, die in einer Sekunde einen Widerstand von 1½ Zentnern oder 75 Kilogramm einen Meter weit überwindet oder fortzieht, eine Pferdestärke. Man sagt also von einer Dampfmaschine je nach ihrer Leistung, sie hat so und soviel Pferdestärken. Nun ist aber die Dampfmaschine ziemlich schwer. Wenn wir den Dampfkessel, die Dampfmaschine und alles, was dazu gehört, betrachten, so kommen wir für die einzelne Pferdestärke bei den gewöhnlichen Anlagen auf dem Lande gut und gerne auf 200 Kilogramm für jede Pferdestärke. Die Dampfmaschine ist also nur etwa ein halbmal so leicht als das lebendige Pferd, auf dieselbe Leistung bezogen. Für den Luftballon war sie viel zu schwer. Um nur wenige Pferdestärken zu erzeugen, brauchte man viele hundert Kilogramm Gewicht. Infolgedessen mußte man sehr große Ballons bauen. Diese aber ließen sich wiederum mit den wenigen Pferdestärken der Maschine nicht lenken, und so befand man sich in einem fehlerhaften Kreislauf, aus dem kein Entrinnen möglich schien. Die Dampfmaschinenballons fuhren wohl bei ganz windstillem Wetter kleine Kreise mit Fußgängergeschwindigkeit. Sobald sich jedoch auch nur ein Lüftchen erhob, wurden sie ebenso fortgetrieben, wie die einfachen Kugelballons.“

„Aber Renard und Krebs haben doch — —“ fiel jetzt der Peter-Fritsch ein.

„Keine Übereilung Herr Doktor,“ unterbrach ihn der Hinkende. „Davon wollen wir ja jetzt gerade sprechen. Die französischen Hauptleute Renard und Krebs sahen eben ein, daß es mit der Dampfmaschine nicht ging. Das war zu Anfang der achtziger Jahre, als eben alle Welt für die Elektrizität schwärmte. Sie bauten also in die Gondel ihres Zigarrenballons eine elektrische Maschine und eine elektrische Akkumu-

latorenatterie ein. Die Batterie war vorher geladen, d. h. voll Elektrizität gepumpt worden. Die Elektrizität wurde nun auf die elektrische Maschine geschaltet, diese drehte sich und bewegte eine Luftschraube, die ihrerseits den Ballon vorwärts trieb. Diese französische Erfindung bedeutete einen kleinen Fortschritt. Wenn man die elektrische Maschine arbeiten ließ, was sie nur arbeiten konnte, erreichte das Luftschiff eine Geschwindigkeit von sieben Meter in der Sekunde. Es konnte also gegen einen leichten Landwind von drei bis vier Meter in der Sekunde tatsächlich anfahren und behielt dann immer noch einen Geschwindigkeitsüberschuß von etwa drei Meter und das heißt von beinahe zehn Kilometern in der Stunde. Aber — und nun kommt das große Aber — eine Stunde hindurch ist dies Luftschiff nie gefahren. Bereits nach zehn bis fünfzehn Minuten war die elektrische Batterie entladen und die Herrlichkeit hatte



„Da ist mir solch ein Benzinherr mitten in die Gänseherde gefahren.“ ein Ende. Der Versuch von Renard und Krebs hatte also ebenfalls keine praktische Bedeutung. Seit jener Zeit sind fünfundzwanzig Jahre ins Land gegangen und das Heil ist uns von ganz anderer Seite gekommen. Nun sagt einmal, Herr Doktor Peter-Fritz, wer ist schuld daran, daß wir heut brauchbare, lenkbare Luftschiffe haben.“

„Ich weiß nicht,“ stotterte der Peter-Fritz, „ich bin's jedenfalls nicht gewesen.“

„Nun, dann sagt Ihr gefälligst, Löwenwirtin, wer ist daran schuld, daß neulich der Gänsebraten bei Euch so billig und so reichlich war.“

„Die Automobilisten, die elendigen,“ rief die Löwenwirtin mit hochrotem Kopfe. „Da ist mir solch ein Benzinherr mitten in die Gänseherde gefahren und zehn Stück sind auf dem Plabe geblieben. Zahle hat er ja müssen, der Tropf der, und nachher habe wir einen guten billigen Braten gehabt.“

„Nun, da verdankt Ihr den Automobilisten immerhin etwas,“ fuhr der Hintende fort. „Der Menschheit verdankt ihnen noch mehr, nämlich eine außerordentlich leichten, kräftigen Maschinenmotor und damit indirekt auch das lenkbare Luftschiff. Sechszehn Jahren treiben sich die Automobilisten an allen Landstraßen Europiens umher, und bald an jeder Straßenecke konnte man früher einen von ihnen bauender- und stückerweise antreffen. Was ist da an Fehlern gefunden haben und was noch nicht recht war, das hat man in den Fabriken verbessert und heut haben wir den schönen leichten Benzinmotor. Ich sagte ja schon, daß die alte Dampfmaschine ein zweihundert Kilogramm für die Pferdestärke wiegt. Der Automobilmotor in sehr stöcker Ausführung wiegt nur noch zehn Kilogramm. Die Automobilmotorsperdestärke wiegt also nur noch den vierzigsten Teil der Pferdestärke, die wir im lebendigen Ackerpferde besitzen. Aber damit hat die Sache noch nicht zu Ende gebracht. Für die Zwecke der Luftschiffahrt ist man noch weiter gegangen und hat Motoren gebaut, die für die Pferdestärke nur noch zwei Kilogramm wiegen. Da haben wir also eine Maschine, die ist auf gleiche Arbeit berechnet, hundertmal leichter wie die Dampfmaschine, zweihundertmal leichter, wie das Ackerpferd und damit konnte man nun schon etwas leisten.“

„Und das alles verdanken wir den Himmelsgottessakramentern, den Automobilisten,“ murmelte die Löwenwirtin ungläubig.

„Nicht alles, Löwenwirtin,“ unterbrach sie der Hintende. „Bis zu fünf Kilogramm für die Pferdestärke im Rennwagen haben es die Automobilisten geschafft. Dann konnten die modernen Luftschiffe, die Santos Dumont, Lebaudy und Genossen anfangen, und die haben es dann weiter bis auf zwei Kilogramm gedrückt.“

„Nun war natürlich die Sache nicht mehr schwer,“ fing jetzt der Peter-Fritz an. „Man hatte einen Ballon. Der mußte natürlich zigarrenförmig aussehen, damit er leichter die Luft durchschneiden konnte. An den Ballon hängte man eine Gondel, setzte den Motor mit der Schraube rein und dann konnte man losfahren. In der Tat sehr einfach. Was ist dabei eigentlich noch zu erfinden gewesen.“

„Mein lieber Herr Doktor,“ unterbrach ihn der Hintende, „daß Ihr das Luftschiff nicht erfinden habt, das habt Ihr schon selbst zugegeben. Ich glaube aber, daß Ihr auch an der Erfindung des Schießpulvers gänzlich unbeteiligt seid. Geht einmal in die Küche und laßt Euch die Dösaße, die Spiritus-

flache, einen Krug Wasser und ein großes Glas gegeben." Der Peter-Fritz verschwand und kam bald mit dem Gewünschten zurück.

"So, Herr Doktor," begann der Hinkende. "Jetzt gießen wir einmal die Hälfte des Glases voll Spiritus und nun lassen wir einige Tropfen Öl in das Glas fallen. Ihr sehet, daß das Öl auf dem Glasboden liegen bleibt, weil es schwerer ist, als der Spiritus. Das Öl ist hier also ein zu schweres Luftschiff, es kann nicht in die Höhe kommen. Nun nehmt die Wasserflasche und bringt das Luftschiff zum Fliegen, d. h. das Öl zum freien Schwimmen in einer Spirituswasseremulsion."

"Das werden wir schon machen," rief der Peter-Fritz siegesgewiß, holte aus seinem Besteck eine kleine Glaspritze hervor, lud sie mit Wasser und ließ dieses unter ständigem Umrühren in den Spiritus fließen.

Man konnte dabei beobachten, wie die flache Delschicht sich immer mehr wölbte und endlich kam ein Moment, da das Öl kugelförmig vom Boden abtrieb und in der Luft frei schwebte.

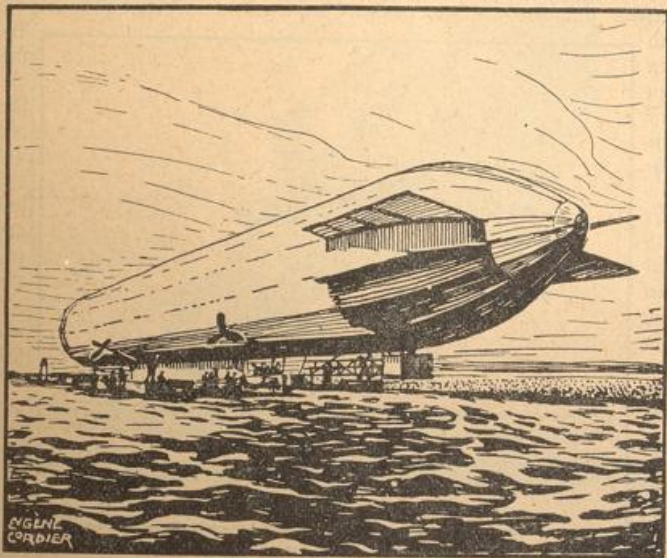
"Das habt Ihr gut getroffen, Peter-Fritz," sagte der Hinkende. "Einen Tropfen zuviel Wasser und das Öl wäre bis auf die Oberfläche geschwimmt, ein Tropfen zuviel Spiritus und es wäre auf dem Grunde

liegen geblieben. Genau so empfindlich ist aber auch der Ballon. Um 1 Kilogramm zu schwer oder zu leicht und er fällt oder steigt um große Strecken. Da haben wir die erste Schwierigkeit, nämlich die, den Ballon genau auszubalancieren. Nun aber nehmt einmal einen Zahnstocher und schiebt die Kugel schnell durch die Spirituswasseremulsion." Der Peter-Fritz versuchte es und die Kugel rutschte ihm immer wieder freilich oder nach oben und unten vom Zahnstocher ab und spaltete sich schließlich in zwei Teile. "Da seht Ihr zweierlei," bemerkte der Hinkende. "Erstens ist das Ganze wackelig oder technisch geredet sehr instabil. Es will bald nach hier, bald nach dort von dem treibenden Stöcher abweichen. Das macht der einfache Ballon und auch der zigarrenförmige unter dem Einfluß der Triebsschrauben ebenfalls sehr gerne, wenn man ihn nicht daran hindert. Ferner habt Ihr gesehen, wie die Kugel sich jedesmal platt drückte und schließlich in zwei Teile gesprengt wurde.

Da habt Ihr die dritte Schwierigkeit, nämlich den Motorballon so steif zu machen, daß er sich unter dem Einfluß der Motorkraft auf der einen Seite und des Luftdruckes auf der anderen Seite nicht ähnlich zusammenbiegt und zerknüllt, wie hier der Öltropfen.

"So, Peter-Fritz, jetzt werdet Ihr einsehen, daß außer der Beschaffung des leichten Motors noch eine ganze Reihe anderer Aufgaben zu lösen war. Und nun wollen wir das Glas beiseite stellen, der Löwentritt kann mir noch einmal den Schoppen füllen, und dann wollen wir die lenkbaren Ballons betrachten. Wir wollen mit demjenigen des Grafen Zeppelin beginnen. Der Graf hat von Anfang an gleich im großen gebaut. Sein heutiges Luftschiff, das dritte von ihm erbaute, hat eine Länge von hundertachtundzwanzig Meter und eine Dicke von etwa elf Meter.

Es faßt elftausend Kubikmeter Wasserstoff. Wenn wir uns nun erinnern, daß 1 Kubikmeter Wasserstoff in der Luft ungefähr mit einer Kraft von 1 Kilogramm nach oben strebt, so dürfte also die ganze Ballonhülle einschließlich allem, was drum und dran hängt, ein Gewicht von etwa elftausend Kilogramm haben. Der Graf war nun von Anfang an der Vertreter des sogenannten starren Systems. Er sagte sich, daß eine derartige Riesenzigarre



Zeppelinsches Luftschiff vor der Abfahrt.

ohne ein besonderes Gerippe niemals genügend steif sein würde, daß man dem an sich weichen Ballonkörper gewissermaßen Knochen einsetzen müsse. Das hat er denn getan, oder richtiger gesagt, er hat sich erst aus dem leichten Aluminiummetall ein starres Gerippe gebaut und dann in und an diesem seinen Ballon hergestellt. Auf dieser Abbildung hier seht Ihr, wie der Ballonkörper kantig erscheint. Dort gehen die Aluminiumträger entlang, welche an den Spitzen zu beiden Enden der Zigarre zusammenlaufen, wie die Längengrade auf dem Globus. Das Aluminiumgerippe ist nun im Innern durch Quertreben in achtzehn einzelne Abteilungen geteilt. In diesen befinden sich einzelne kleine Ballons, welche das tragende Wasserstoffgas enthalten. Außen herum ist dagegen das ganze Gerippe noch einmal mit einer Stoffhülle bezogen. Diese Anordnung bezweckt zweierlei. Es könnte ja immerhin einmal vorkommen, daß eine Ballonhülle ein Loch bekommt. Wäre nun alles ein einziger

Ballon, so würde es einen bösen Absturz geben. So kann indessen schlimmstenfalls nur eine Abtheilung leer werden und das Luftschiff wird sich sehr allmählich senken. Außerdem schützt die doppelte Hülle das Gas gegen Erwärmung durch die Sonnenstrahlen. Scheint die Sonne auf einen einfachen Ballon, so erwärmt sich das eingeschlossene Gas, dehnt sich aus, der Ballon bläht sich und steigt stark. Tritt dagegen eine Wolke vor die Sonne, erfolgt Abkühlung, und der Ballon fällt bis zur Erde, wenn nicht stark Ballast ausgeworfen wird. Durch die doppelte Hülle ist der Zeppelinische Ballon gegen solche Einflüsse unempfindlich gemacht.

„Betrachten wir nun unser Bild weiter, so sehen wir am Schwanzende des Ballons starke flossenartige Gebilde. Es sind dies stoffbespannte Flächen, die es vermeiden, daß unser Luftschiff unter dem Einfluß der Motorarbeit einerseits und der Luftbewegungen

andererseits hin- und herschlingert, wie ein Kahn im bewegten Wasser. Durch diese Stabilisierungsflächen wird die ruhige gleichmäßige Fahrt des Luftschiffes erzielt, die Ihr ja, Löwenwirtin, auch in Manzell bewundert habt. Auf demselben Bilde sehen wir noch zu beiden Seiten der Zigarre je zwei dreiflüglige Schrauben, die durch Stirnradtriebe von den Motoren her bewegt werden. Nehmen wir dies andere Bild zur Hand, so sehen wir unter der Zigarre zwei verschwindend kleine Gondeln. In Wirklichkeit sind sie geräumig genug, wie das auch dies andere Bild hier erkennen läßt. Hier seht Ihr die beiden Gondeln und die Triebe zu den Schrauben. Diese Schrauben wirken, obwohl sie ja nur in der Luft und nicht im Wasser arbeiten, doch wie sehr kräftige Dampferschrauben. Wenn das Zeppelinische Luftschiff beispielsweise auf einem schwimmenden Floß steht und man läßt die Schrauben laufen, so treiben sie Floß und Ballon wie ein Dampfschiff in flotter Fahrt durch das Wasser. Freilich entwickelt auch jeder der beiden großen Benzinmotoren fünfundsachtzig Pferdestärken. Insgesamt hat der Zeppelinische Motorballon also hundertsiebzig Pferdestärken, d. h. soviel wie ein großer Rheindampfer. In der Luft treiben diese Motoren den Ballon mit fünfzehn bis sechzehn Meter pro Sekunde vorwärts, d. h. mit einer Geschwindigkeit von rund fünfzig Kilometer in der Stunde. Hier haben wir es aber nicht wie bei Krebs und Reiarb mit einer Stundenrechnung zu tun, die nach einer

praktischen Fahrt von zehn Minuten gewonnen wurde. Vielmehr ist der Graf bereits im September des Jahres 1907 während eines Zeitraumes von 8 1/2 Stunden mit arbeitenden Motoren in der Luft geblieben. Das ist das Höchste, was ein Motorballon bis jetzt geleistet hat; aber es dürfte übertroffen werden wenn der Graf seine erste Fahrt nach Norddeutschland antritt.

„Betrachten wir noch einmal unser drittes Bild. Außer den Flossen und außer den Schrauben sehen wir am Ballonkörper vorn und hinten zu beiden Seiten noch je vier eigentümliche Klappen oder Flächen die etwa an die Holzstreifen einer Klappjalousie erinnern. In der Tat sind sie auch wie die Streifen einer solchen Jalousie verstellbar. Der Ballon selbst ist wie der Öltropfen des Peter-Fritz so ausbalanciert, daß er genau über der Seefläche schwebt und dabei mit den Gondelböden ganz leicht das Wasser berührt.



Zeppelinisches Luftschiff im Fluge.

Wenn nun der Ballon steigen soll, so werden die Jalousien leicht schräg gestellt, ähnlich wie die Fläche eines Drachens, auf die der Wind trifft. Der Wind nun hier ebenso, wie auf den Drachen, d. h. er hebt den Ballon auf die Höhe.“

„Aber es weht doch nicht immer Wind, fiel der Peter-Fritz ein.“

„Sehr richtig bemerkt,“ erwiderte der Hintende. „Wenn kein Wind weht, so mache ich mir welchen. Wenn die Motoren die Riesenzigarre auf dem See kräftig vorwärts

schieben, so muß sich natürlich die an sich stillstehende Luft gegenüber dem Ballon als der sogenannte Fahrtwind bemerkbar machen. Sie fängt sich unter den schrägen Flächen, hebt den Ballon an und nun arbeitet sich dieser in einer ansteigenden Linie bis in Höhen von dreihundert und mehr Metern hinauf, ohne daß es nötig wäre, auch nur ein Pfund Ballast auszuwerfen.“

„Das habe ich gesehen,“ fiel die Löwenwirtin ein. „Das Luftschiff war bald ganz hoch und dann wieder stürzte es so dicht über dem Wasser hin, daß man glaubte, es müsse beinahe eintauchen. Es ist gelagert wie ein Schwan, der bald hoch in den Lüften steht, und bald leicht auf das Wasser fällt, um sofort wieder aufzusteigen.“

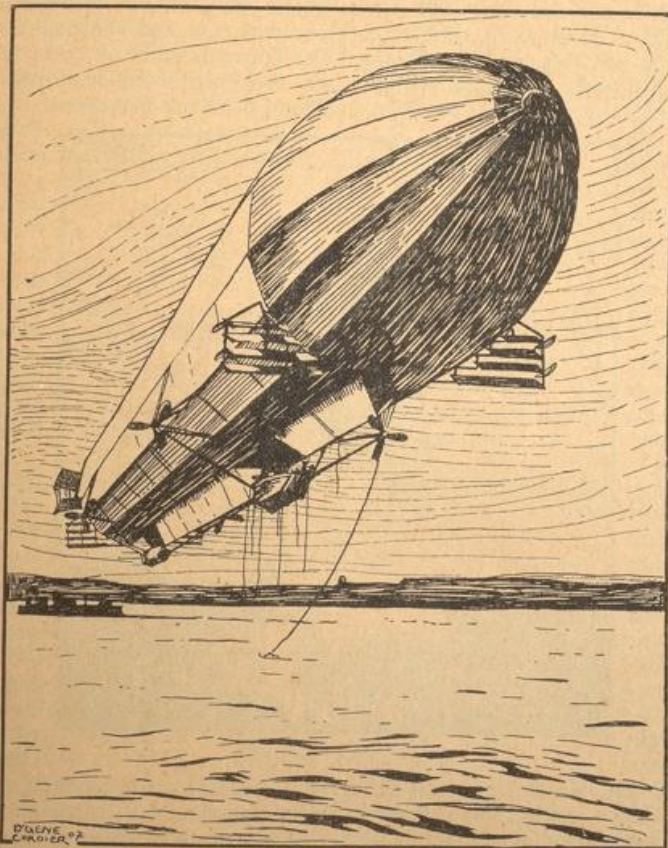
„Der Vergleich stimmt,“ meinte der Hintende. „Man kann ihn noch weiter verfolgen. Der Schwan ist schön in der Luft und schön auf dem Wasser, er sieht aber häßlich und unbeholfen aus, wenn er auf festem Lande steht. So geht es vorläufig auch noch

mit dem Zeppelinschen Luftschiff. Man kann es noch nicht recht auf festem Lande regieren und transportieren. Zwar ist es bereits einmal ohne Schaden auf einem hartgefrorenen Ackerfeld niedergegangen, aber ein darauffolgender Sturm hat es damals, wie nennlich den englischen Ballon, völlig zerstört, so daß der Graf Zeppelin ganz von neuem beginnen mußte. Es steht wohl zu hoffen, daß es, etwa unter Benutzung besonderer Federpuffer, in absehbarer Zeit möglich werden wird, mit dem Zeppelinschen Luftschiff auch auf festen Boden niederzugehen. In jedem Falle braucht unser Heer aber ein lenkbares Luftschiff, das

nicht auf Wasser angewiesen ist, sondern sich den harten Notwendigkeiten des Krieges überall anpaßt. Ebenjowenig, wie der Soldat im Felde jeden Abend ein weiches Daunenedet verlangen kann, wird für den Kriegsballon an jeder Landungsstelle ein bequemer See vorhanden sein. Damit aber kommen wir zu einem anderen Luftschiff, zu dem unstarren Ballon des bayerischen Majors von Parseval, welcher in Remickendorf bei Berlin erprobt wurde und gleichfalls recht schöne Erfolgsergebnisse konnte.

Major von Parseval sagte sich, daß ein brauchbarer Kriegsballon an jeder beliebigen Stelle landen können. Ferner darf bei dieser Landung nichts verdoeben werden. Vielmehr muß es möglich sein, den gelandeten Ballon wie einen Soldatenmantel zusammenzurollen und die ganze Geschichte auf einem schnell requirierten Bauernwagen irgendwohin abzuführen. Dementsprechend konstruierte er seinen Ballon, den Ihr hier auf dieser Abbildung seht. Wiederum handelt es sich um ein zigarrenartiges Gebilde. Es ist jedoch kaum halbso lang, wie der Zeppelinsche Ballon, und enthält kein Stückchen Eisen oder Aluminium. Der Ballonkörper besteht aus einer dreifachen Schicht durch Gummilösung luftdicht gemachter Rohseide von

großer Festigkeit. Um die wagrechte Mittelebene dieses zigarrenförmigen Körpers, also wenn ich es an dieser Zigarre hier zeigen soll, von dem Aschenende auf der einen Seite bis zur Spitze entlang und dann von der Spitze die andere Seite entlang wieder bis zum Aschenende, ist in den Seidenstoff eine kräftige Stoffgürtung eingelegt, von welcher das Schnurwerk abgeht, welches die Gondel trägt. Ein solcher Ballon würde nun schlapp und biegsam sein wie eine Zigarre, die acht Tage im Wasser gelegen hat. Er kann nur prall und stark gehalten werden, wenn im Innern ein kräftiger Überdruck herrscht.



Zeppelinsches Luftschiff im Aufstieg.

„Nun, man könnte ihn ja einfach prall voll Wasserstoff pumpen, wie die roten und blauen Gummiballons der Kinder,“ meinte der Peter-Fritz.

„Dann müßte man ihn aber auch fest zubinden,“ unterbrach ihn der Hintende. „Der zugebundene Ballon stände aber stets in Gefahr zu zerplatzen, wie das ja auch mit den Kinderballons passiert, wenn man sie frei in die Luft gehen läßt. Der Herr von Parseval ist jedenfalls klüger gewesen als Ihr, Peter-Fritz, und hat seinen Ballon mit zwei Ballonets ausgerüstet. Im vorderen und im hinteren Teile des großen zigarrenförmigen Ballons befinden sich zwei kleinere Kugel-

ballons, die also nun von außen vom Wasserstoffgas umgeben sind, im Innern jedoch Luft enthalten. Der große Zigarrenballon wird nun ordentlich mit Wasserstoffgas gefüllt und dann zusammengebunden, wie ja auch der Peter-Fritz das machen wollte. Von den beiden inneren Seidenstoffsäcken führen aber durch die Wand des äußeren Ballons heraus zwei luftdichte Seidenschläuche zu einem kleinen Motorventilator in der Gondel. Dieser Ventilator preßt nun ordentlich Luft in die beiden Ballonets. Dadurch blähen sich diese und pressen ihrerseits das Wasserstoffgas im großen Ballon

zusammen. Dadurch aber wird dieser hart und starr, wie ein aufgepumpter Pneumatikreifen und kann mit großer motorischer Kraft vorwärts getrieben werden, ohne sich irgendwie einzubeulen und zu zerknüllen. Diese Abbildung hier zeigt den Parjeval'schen Ballon über den Bäumen der Tegeler Heide. Auch hier wieder seht Ihr die Fischlossen am hinteren Ende, die der Zigarre ihre ruhige Lage im Luftmeer geben. Sie sind ebenfalls aus einfacher Seide gebaut und erhalten die starre brettartige Form durch kräftiges Vollpumpen mit atmosphärischer Luft. In gleicher Weise ist das Steuer hergestellt, welches auf diesem Bilde wie eine dritte nach unten gerichtete Flosse aussieht. Stellt Euch eine der gebräuchlichen Steppdecken vor, aber ohne Wattefüllung. Nehmt ferner an, daß sie nicht aus luftdurchlässigem Zeug, sondern aus luftdichtgummierter Seide bestände.

Wenn Ihr sie dann mit einer Radfahrerluftpumpe kräftig vollpumpt, müßt Ihr ein richtiges Brett bekommen, auf dem zwei Mann den Peter-Fritz bequem nach Hause tragen können, wenn er sich Samstagabend zuviel Markgräfler verordnet hat. Ihr seht auf diesem Bilde auch die Motorschraube des Parjeval'schen Luftschiffes. Sie ist ebenso unstarr, wie alles andere. Ihre vier Flügel bestehen ebenfalls aus biegsamen Lappen, aus vielfacher kräftiger Seide. Mit dem einen Ende sind diese Lappen an eisernen Stäben parallel zur Motorachse festgenäht. In die freien Enden ist dagegen Blei eingnäht. Wenn



Parjeval'sches Luftschiff.

der Motor steht, so hängen die vier Flügel nach unten, wie die geknickten Federn eines Hahenschwanzes. Wird er dagegen angelassen, so beginnen sich die Flügel unter dem Einfluß der Zentrifugalkraft zu spreizen. Wenn wir einen Stein an eine Schnur binden und im Kreise schwingen, so strafft sich ja auch die Schnur und ebenso spreizen sich hier die Flügel. Es entsteht eine starre Schraube, die die Arbeit des hundertpferdigen Motors aufnimmt und das Luftschiff kräftig vorwärts treibt. Die Gondel ist als starker Blechkasten ausgeführt und hängt auf Rollen an den Schnüren, welche von der Ballongurtung nach unten gehen. Sie enthält den Motor, die Schraube und die Schnüre zur Bedienung des Steuer's. Ferner wird von ihr aus ein Ventil bedient, durch welches man die Luft des Motorventilators bald in den vorderen, bald in den hinteren Luftjack

pumpen kann. Dadurch wird es nun möglich, den Ballon nach Belieben schrägzustellen. Wenn z. B. der hintere Luftjack ordentlich voll gepumpt ist, der vordere entsprechend weniger Luft enthält, so liegt natürlich der schwerere Luftballast in der Hauptsache im hinteren Ende der Zigarre und dieses wird tiefer stehen als das vordere. Damit aber erzielt Parjeval daselbe, wie Zeppelin mit seinen schrägen Flächen. Der ganze Ballon wirkt jetzt wie ein großer Drachen, und wenn der Motor arbeitet, so gleitet er in der Luft allmählich nach oben. Will man in einer Höhe bleiben, so pumpt man wieder mehr Luft in das vordere Ballonet, und will man langsam absteigen, so pumpt man noch mehr Luft von hinten nach vorn. Der Parjeval-Ballon ist, wie gesagt, sehr viel kleiner wie der Zeppelin-Ballon. Während dieser mit elf Mann Besatzung aufgeflogen ist, faßt der Parjeval-

Ballon nur vier Personen. Er verhält sich zu dem Zeppelinschen etwa, wie sich ein kleiner Kreuzer zu einem großen Panzerschiff verhält. Indessen ist er ebenfalls bereits mit Geschwindigkeiten bis zu fünf- und vierzig Kilometern in der Stunde gefahren und hat seine volle Brauchbarkeit erwiesen."

"Das ist also der berühmte preussische Militärballon," fiel jetzt der Peter-Fritz ein.

"Keineswegs, Peter-Fritz," belehrte ihn der Hinkende, "das ist der Parjeval'sche Ballon nach dem unstarren System Den hat die Motorluftschiff-Studiengesellschaft im Jahre 1906 angekauft und sie

hat auf dem Übungsplatz des Luftschifferbataillons in Reineickendorf weitere Fahrten mit ihm angestellt. Die Militärverwaltung dagegen hat sowohl den Parjeval'schen, wie den Zeppelinschen Ballon, also den ganz unstarren und den ganz starren Ballon gründlich beobachtet und dann, unter besonderer Berücksichtigung der französischen Vorbilder, der Lebaudy und Santos Dumont, den deutschen Militärballon nach dem halbstarren System erbaut. Bei diesem Luftschiff ist die eigentliche Zigarre ebenfalls unstarr und wird wie beim Parjeval'schen Ballon durch zwei Ballonets aufgeblasen. Am Unterteil dieser Zigarre ist jedoch ein staches Rahmenwerk von feinen Stahlrohren vorgegeben und fest mit dem Ballontörper zusammengeschraubt. Wenn Ihr eine runde, kräftig gewölbte Zigarre einmal auf den Tisch in vergossenen Wein gelegt habt, so werdet Ihr an der Auflagestelle einen eigenartigen länglich

runden Fleck bemerkt haben. Seine Ränder deuten an, bis wie weit die Zigarre in den Wein getaucht wurde. Wenn Ihr die Riesenzigarre des deutschen Militärballons in ähnlicher Weise in eine 1 Meter tiefe Lache tauchen würdet, so hättet Ihr die Stelle, an welcher sie von einem ovalen muldenförmigen Rohrfachwerk umspannt wird, mit dessen Streben die Ballonhülle überall fest durch ein Riemenwerk verschnallt ist. An diesem Fachwerk ist nun die Gondel selbst durch ein Seilwerk befestigt. Sie trägt wieder in üblicher Weise den Motor und die Schrauben, während die Steuerflächen und die Fischlossen mit dem Fachwerk verbunden sind. Das ist der deutsche Militärballon, welcher zusammen mit dem Parseval-Ballon im Sommer und Herbst 1907 in Reineckendorf erprobt wurde und mehrere Fahrten über Berlin hin und weiter bis Brandenburg ausgeführt hat. Es ist der Vertreter des halbstarren Systems. Er kann aber ebenso wie der Parseval-Ballon an jeder beliebigen Stelle landen. Der Ballon wird dann von dem Rahmenwerk abgeschmalt. Das Rahmenwerk selbst wird in kurze einzelne Stäbe auseinandergeschraubt, die Zigarre wird entleert und zusammengepackt und die ganze Geschichte kann dann ebenso wie der Parseval-Ballon auf einem Landwagen transportiert werden.

„Und wenn man nun wieder aufsteigen will?“ fragte der Peter-Fritz.

„Dann muß man den Ballon natürlich wieder füllen,“ erwiderte ihm der Hinkende. „Dazu besitzt unser Luftschifferbataillon besondere Wagen. Die führen den Wasserstoff, stark zusammengepreßt, in Stahlflaschen mit sich. Wenn der Ballon gefüllt werden soll, so schraubt man den Rahmen wieder zusammen, schnallt die Hülle darauf fest und läßt das Gas aus den Flaschen in die Hülle strömen. Ist sie gefüllt, so wird die Gondel angehängt, Benzin in die Behälter gegeben, der Motor angebracht und die Fahrt kann beginnen.“

„Und dann fährt man über das feindliche Heer hin und vernichtet es mit Dynamit und Nitroglycerin,“ wollte der Peter-Fritz fortfahren.

„Galt, so weit sind wir noch nicht,“ unterbrach ihn der Hinkende. „Erstens ist das Herunterwerfen von Sprengstoffen auf den Gegner durch die Beschlüsse der Haager Friedenskonferenz verboten. Zweitens würde ein solcher Ballon kaum mehr wie hundert Kilogramm Sprengstoffe mit sich nehmen können und damit würde man vielleicht ein Regiment, aber niemals eine Armee vernichten können. Der Militärballon soll vorläufig nur Aufklärungsdienste leisten und seine Zinsen müssen froh sein, wenn die Ballonkanonen der Gegner dabei das Luftschiff nicht zerstören. Für diesen Aufklärungsdienst aber verfügt das deutsche Heer zurzeit entschieden über die besten Luftschiffe. Mag es sich nun um das starre Luftschiff Zeppelins, um das unstarre Parsevals oder um das halbstarre der Heeresverwaltung selber handeln. Noch vor einem Jahre wurde behauptet, daß die Franzosen mit dem Lebaudy'schen Ballon, dem Vater des halbstarren Systems, und mit dem ersten Armeeballon

„La Patrie“ uns himmelweit voraus wären. Unsere deutschen Techniker haben diesen Vorsprung, der zweifellos einmal bestand, glänzend aufgeholt. Wir brauchen heut weder auf die französische „La Patrie“ noch auf den englischen Militärballon mit Neid zu blicken. Gegen diese beiden Vertreter des halbstarren Systems können wir drei rüstige und tüchtige Vertreter dreier verschiedenen Systeme, den Parseval-Ballon, das Zeppelinsche Luftschiff und den Militärballon ins Feld stellen.“

„Aber ich habe doch gehört,“ hub jetzt wiederum der Peter-Fritz an, „daß die französische Regierung sofort sechs Luftschiffe nach Art der „Patrie“ für die sechs größten Festungen hat bauen lassen. Das sind doch allein bereits sechs gegen drei auf unserer Seite.“

„Verehrter Herr Doktor,“ erwiderte darauf der Hinkende, „ich kann mir wohl denken, daß die deutsche Regierung Euch nicht erzählt hat, wieviel und welche Luftschiffe sie bauen läßt, ebenso wie Ihr bis jetzt wohl noch kaum etwas über deutsche Unterseeboote gehört habt, während die Zeitungen über englische, russische und amerikanische, ebenso wie über französische alles mögliche zu berichten wissen. Ihr dürft aber überzeugt sein, daß im Ernstfalle alles da sein wird, sowohl Unterseeboote, wie lenkbare Luftschiffe.“



Eine lehrreiche Geschichte.

Es war einmal ein Graf, der hatte ein Gut und viele Beamte.

Der Graf hatte einen Rat, und dieser hatte so lange geraten, bis alles Geld, das in die Taschen des Grafen hätte fließen sollen, in jene der Beamten hineingeraten war.

Als der gute Graf das übel endlich merkte, wurden der Rat und die Beamten zu einem großen Rat versammelt. Man riet hin und her — endlich kam man auf den wunden Fleck.

„Es müssen Ersparnisse eintreten,“ sagte der Graf. Die andern gaben traurig ihre Zustimmung.

„Jeder muß das Entbehrliche hergeben, um unentbehrliche Ausgaben zu decken,“ fuhr der Graf fort. Nun erhob sich ein Sturm. Keiner wollte etwas Entbehrliches haben. Der Gutsinspektor, der Rat, der Oberamtmann — jeder bewies haarscharf, daß er nichts entbehren könne, — der eine hatte sein Erbteil, der zweite das Vermögen seiner Frau, der dritte seine geringen Ersparnisse aus früherer Zeit bereits zugelegt.

Man sann darüber nach, wo man Ersparnisse eintreten lassen solle; man stieg dabei von oben immer weiter hinab, doch nirgends ließ sich etwas abzwicken.

Endlich kam man bis auf den Schloßtreppentlehrer hinab, der täglich achtzig Pfennige Lohn erhielt.

Hier — hieß es — muß gespart werden.

Der arme Schelm wurde geholt und man bedeutete ihm, daß er sich zum Wohle des Ganzen in Zukunft mit einem Taglohn von sechzig Pfennigen werde begnügen müssen.

Der Treppentlehrer schüttelte den Kopf und sagte: „Gnädige Herren! ich kehre nun schon seit dreißig Jahren die Treppen des Schlosses und die Kanzlei des Rates; ich habe während dieser Zeit manchen Unrat hinausgehört und dabei die Erfahrung gemacht, daß man — wenn man ein Haus sauber haben will — immer von oben bis zum untersten kehren muß. Hätte ich aber so, wie Sie, gnädige Herren! von unten angefangen, so hätte ich den Unrat nie aus dem Hause gebracht, und das Haus wäre im letzten Jahre schmutziger gewesen, als im ersten.“

Die Herren sahen einander verdutzt an.

Der Graf lächelte und sagte zum Treppentlehrer: „Beruhige dich! ich werde dir von deinem kargen Lohn nichts abzwacken. Ich will von oben zu sparen anfangen!“

Ferdinand von Schill.

Erzählung von Hermann Lemke.



in Träumer ist er sein ganzes Leben gewesen. Schon sein Vater hatte das erkannt und hielt darum als alter Soldat und kühner Partei-

gänger nicht viel von dem Knaben, und so bekümmerte er sich auch nicht viel um die Erziehung des Sohnes, so daß sich der junge Schill später bitter darüber beklagt hat.

Was konnte Schill dafür, daß er ein Träumer war und die Welt mit andern Augen ansah, als sonst die Menschen zu tun pflegen? Ja, gerade ein Träumer

war nötig, um das zu wagen, was er wagte; ein kühl erwägender Verstand hätte es nicht unternommen, das Volk aufzurütteln und sich als vorgehobenen Posten dem sichern Tode preiszugeben.

Nicht erst unser Held hat die Familie Schill aus dem Dunkel der Geschichte gehoben; schon sein Vater Johann Georg von Schill war ein bekannter Reiterführer, der sich in österreichischen Diensten unter Maria Theresia viele Kriegslorbeeren erworben hatte, dann aber in sächsische Dienste übertrat und dort den Rang eines Obersten erhielt. 1772 nahm er seinen Abschied und lebte mit seiner Gemahlin, einer geborenen von Traglau, auf seinem Gute Wilmsdorf bei Dresden. Aber das ruhige Leben auf dem

Gute gefiel dem kriegsgewohnten Helden nicht, und bald finden wir ihn als Oberstleutnant unter Friedrich dem Großen wieder. Da aber der bayerische Erbfolgekrieg nur in einem Einmarsch Friedrichs II. in Böhmen bestand, so war es dem Vater Schill nicht vergönnt, neuen Kriegsrühm zu ernten, und er erhielt seinen Abschied mit einer kleinen Militärpension.

Inzwischen war Johann Georg von Schill auf dem Gute Wilmsdorf bei Dresden am 6. Januar 1776 ein Sohn geboren, der den Namen Ferdinand erhielt, und den das Schicksal dazu bestimmt hatte, in Deutschland den ersten kühnen Vorstoß gegen Napoleon zu wagen. Der Vater Schill war bald nach der Geburt des Knaben nach Preußen, in das Gebiet seines neuen Kriegsherrn, übergesiedelt und hatte das Gut Nieder-Sodow bei Rosenberg in Schlesien erworben. Hier in ländlicher Einsamkeit verlebte der Knabe seine erste Jugend, und so wird dieses Gut oft fälschlich für seinen Geburtsort gehalten.

Trotzdem sich Ferdinand von Schill nach der Meinung seines Vaters wenig für den Soldatenberuf eignete, wurde er doch im Oktober 1790 nach der Sitte der damaligen Zeit als Fahnenjunker beim braunen Husarenregiment von Groeling angemeldet, und kurze Zeit darauf wurde er auch schon in den Listen des Regiments geführt.

Als er das vorschriftsmäßige Alter erreicht hatte, trat er als Fahnenjunker in das Regiment, wo er wegen seines träumerischen Wesens kein rechtes Verhältnis zu den Kameraden fand. Man verspottete ihn, man neckte ihn, und immer mehr zog sich der junge Leutnant vom Verkehr mit seinen Kameraden zurück.

Da kam das Jahr 1806. Die unglückliche Schlacht bei Auerstädt wurde geschlagen, und nun regte sich das Blut seiner Vorfahren in Schill; aus dem Träumer wurde ein Held, der sich einen ehrenvollen Platz in der Geschichte unseres Vaterlandes erworben hat.

Bei Auerstädt verwundet, war er nach Magdeburg geflohen, aber als er hörte, daß das Festungskommando an Übergabe dachte, setzte er seine Flucht weiter nach Kolberg fort, wo er im Hause des Senators Westphal Genesung fand. Hier in Kolberg wurde der einfache Leutnant zu einem Volkshelden, obgleich er von dem damaligen Kommandanten Kolbergs Loucadu wenig oder gar keine Unterstützung fand, und manch tollkühnes Reiterstücklein wurde von ihm erzählt. Zwei derselben werde ich anführen:

1. Wie Schill die Franzosen in Massow aus den Betten holte.

Der französische Oberst Mestram reiste in Pommern umher und kündigte an, daß ein großes französisches Heer im Anmarsch sei, um Pommern zu besetzen.

Nun wurden Lieferungen ausgeschrieben, und die Behörden, denen die Angst im Nacken saß, schleppten zusammen, was sie konnten.

Das war unserm Schill recht lieb; denn er meinte, es wäre dem Hafer gleich, ob ihn preussische oder französische Pferde fraßen. Er nahm daher alle Vorräte an Hafer, Schwaren und Bekleidungsstücken mit sich und brachte sie nach Kolberg.

Wo sind aber die Franzosen?
In Greifenberg sollen sie sein. Schill, von sechs Kürassieren begleitet, ist wie der Wind in Greifenberg. Keine Spur von Franzosen.

In Raugard sollen sie sein. Schill kommt nach Raugard, und — auch dort ist das Nest leer.

In Massow sind sie bestimmt," sagt man ihm. Schill eilte nach Massow, und er fand sie in der Tat. In der Dunkelheit rückte Schill in Massow ein; die Franzosen bemerkten ihn nicht, denn die Herren Offiziere schlafen wie die Matten in den Betten der Landjunker, und die vier Reiter, die sie bei sich haben, schlafen noch fester im Pferdehals.

Schill nimmt ihnen, ohne daß sie es merken, Waffen und Uniformen weg; dann läßt er den Trompeter ein furchtbares Getöse anstimmen. Erschreckt fahren die Herren Franzosen aus ihren Betten und denken, der jüngste Tag bricht an. Sie wollen sich wehren, aber — ihre Waffen und Kleidungsstücke sind fort, und so müssen sie, wie der liebe Gott sie erschaffen hat, um Pardon bitten.

Im Triumph führt Schill sie nach Kolberg.

2. Wie Schill den verräterischen Wirt bestraft.

An der Nordwestseite Kolbergs zwischen Ostsee und Persantemündung liegt die „Maituhle“, ein Gehölg, das heute zu anmutigen Anlagen umgewandelt ist. In dies Gehölg, dessen westliche Seite unter dem Schutze der Festungsanonen lag, hatte sich Schill mit seinen Husaren geworfen, für die belagernden Franzosen ein äußerst unbequemer Nachbar.

An der äußeren Seite der Maituhle lag die Gastwirtschaft Grünhaujen, wo Schill oft sein Abendbrot aß, gewöhnlich allein. Eines Abends — es war bereits dunkel — erwartete ihn draußen die Hausmagd, die ihn in großer Erregung bat, am folgenden Abend nicht wiederzukommen, der Wirt sei bestochen und wolle ihn dem Feinde überliefern.

Schill beruhigte das Mädchen und schärfte ihm ein, sich nichts merken zu lassen, alles andere werde er schon machen.

Am andern Abend erschien Schill wie gewöhnlich, nur etwas später als sonst. Eben hatte er sich zum Abendbrot niedergesetzt, als er sich plötzlich von einer Anzahl Franzosen umringt sah, deren Führer ihn aufforderte, sich zu ergeben.

Schill blieb ruhig sitzen und deutete stumm nach Fenstern und Türen, an denen überall preussische Husaren sichtbar wurden. Die Franzosen waren im Nu überwältigt und entwaffnet. Den verräterischen Wirt ließ Schill kurzerhand erschießen. Die Magd, von vielen Seiten reich beschenkt, heiratete nach dem Kriege einen ehemaligen Schillschen Husaren.

So wurde Schill bald volkstümlich, und sein Ruf

drang bis zum König, der ihn als Anerkennung für seine Dienste zum Rittmeister und bald darauf zum Major und Regimentskommandeur in Berlin beförderte.

Nun war Schill in Berlin und hatte ein großes Wirkungsfeld; aber sein Tatendurst ließ ihm keine Ruhe, und als er von verschiedenen Seiten Zuschriften erhielt, die ihn beschworen, das Vaterland zu retten, da beschloß er, den Anfang zu machen und eine allgemeine Erhebung einzuleiten.

Am 28. April 1809 ließ er sein Regiment zu einer Übung durch das Hallische Thor ausrücken. Unterwegs wurde Halt gemacht. Schill zog eine ihm von der Königin geschenkte Brieftasche hervor, und nun eröffnete er den Soldaten und Offizieren seinen Plan, auf Magdeburg zu marschieren. Alles jubelte ihm zu.

Aber das Glück war Schill nicht hold. Magdeburg fiel nicht, das Treffen bei Dödenborf gegen die Magdeburger Besatzung war für ihn höchst verlustreich, und sein Aufruf an die deutsche Nation, in dem er seine Pläne klarlegte, hatte keinen Erfolg. So blieb ihm nichts anderes übrig, als mit Ehren zu sterben, und der letzte Akt des Trauerspiels vollzog sich in Stralsund, wo Schill, wie er selbst sagte, das Ende herbeiführen wollte.

Am 25. Mai vormittags 10 Uhr rückte Schill in Stralsund ein. Nach einem kurzen Gefecht am Neuen Markt, bei dem er selbst leicht verwundet wurde, machte er sich zum Herrn der Stadt. In größter Eile wurden die Mauern, die zum Teil verfallen waren, ausgebessert und in einen verteidigungsfähigen Zustand gebracht. Wirkliche Unterstützung fand er dabei von einem Zeichenlehrer Peterson, einem früheren Artillerieoffizier.

Eines hatte Schill bei der Wahl Stralsunds übersehen — und hier zeigte sich wieder der Träumer —, daß er die Stadt gar nicht mit einer so geringen Besatzung halten könne, und es ihm nicht möglich sein würde, Reserven für die getöteten oder verwundeten Soldaten aufzubringen.

So kam der 31. Mai des Jahres 1809 heran, an dem der Sturm gegen Stralsund von den vereinigten Dänen und Holländern unter Führung des französischen Generals Gration unternommen wurde.

Der erste Angriff erfolgte gegen acht Uhr auf das Tribseer Thor. Da dieses standhielt, wurde der Hauptangriff gegen das schwach besetzte Knieper Thor gerichtet. Nach einer Stunde gingen die feindlichen Truppen zum Sturm über, und nun verlor Schill den Kopf und die kühle Überlegung, die ein Führer in solchen Augenblicken der Gefahr haben muß.

Er faßte den Plan, einen Ausfall zu wagen, gab ihn aber zunächst wieder auf und unternahm den Ausfall erst, als es zu spät war. Dann wollte er das Zeughaus mitsamt der Stadt in die Luft sprengen, aber die Ratsherren weigerten sich, brennbare Stoffe zusammenzutragen zu lassen.

Inzwischen waren die Feinde in die Stadt gedrungen. Schills Truppen waren in den Straßen verprengt, und er selbst irrte planlos in der Stadt

umher. Da suchte er, um dem Feind nicht lebendig in die Hände zu fallen, den Tod.

Über sein Ende erzählt der zeitgenössische Biograph Reyher folgendes: „Schill, ohne Begleitung von dem Führer nach dem Alten Markt reitend, nähert sich auf diesem Wege einem Brunnen, an welchem zwei holländische Infanteristen mit einem Schillianer beschäftigt sind. Wie der letztere in der Ferne seinen Chef erkennt, ruft er: „da ist Schill,“ worauf die Holländer nach ihren Gewehren greifen und diese auf Schill abfeuern. Eine

der beiden Kugeln, welche ihm durch den Kopf geht, streckt ihn tot zu Boden. Den Säbelhieb hatte man ihm wahrscheinlich beigebracht, nachdem er schon gefallen war.“

Der Leiche Schills wurde von einem holländischen Arzte der Kopf abgeschnitten und an Jérôme Napoleon als Siegeszeichen gesandt. Sein Leib wurde auf einem mit Stroh bedeckten Wagen lang- und klanglos zu Grabe gefahren und ohne militärische Ehren verscharrt. Wie einen Hund soll man ihn begraben, hatte Napoleon gesagt. Seinen Leib konnte man töten, aber nicht den Geist, den er in Deutschland erweckt hatte.

Einigeß von anno 49.

Man mag heute, in dieser greisenhaften Zeit, sagen, was man will: Für uns, für die damalige stürmische, gärende, brausende Jugend, für unfre freiheitsdurstigen, der Sonne aufgeschlossenen Seelen war die Zeit der badischen Revolution eine große, überaus erhabene, glückliche Zeit. Das Erwachen

des Volkes verfestete uns in einen unsagbaren Freudentaumel. Noch heute durchzittert es mein altes Herz mit Wonnehoffen, wenn ich mich in stillen Stunden in jene süße Zeit zurückversetze. O, daß sie so kurz war, daß der holde Freiheitstraum so schnell zerrann!

Guter Leser, erschrick nicht! Ich war damals acht Jahre alt und die einzige Knechtschaft, die einzige Tyrannei, die mich drückte, das war die Schule und Meister Trummhold, der Lehrer, und sein langer Steden. Mit dieser Tyrannei aber war's damals vorbei. So lange die Freiheit siegte, litt es Herrn Trummhold vor Stolz und Freude nicht auf seinem Stuhle. Und als die Freiheit unterlag, blieb er ihm in Wehmut fern, denn er mußte als

ehemaliger Hauptrevolutionär mit vielen andern sitzen. Kurz, wir hatten eben fast immer keine Schule und das war an der ganzen Revolution das Herrlichste und Wichtigste. Freiheit, die ich meine, nämlich mit acht Jahren und als Schulerbub.

Dagegen war alle Lage etwas los. Bald kamen Soldaten, bald

Freischärler, bald Reiter, bald Kanonen, Sieger oder Besiegte, Mächtige oder Betrunkene. Es stürmte, es läutete, es trompetete, es trommelte, es schoß, es brannte, es drohte, es hoffte, es verzagte an allen Ecken und Enden. In der Schulstube besand sich erst ein Meldebüreau des Freiheitsheeres, dann ein Lazarett, übrigens nur von einem preussischen Hauptmannspudel besetzt, der von einem Pferd einen Tritt bekam; zuletzt schlug unser preussischer Wachtmeister von den Kürassieren seine Eskadronnamtsstube drin auf. Ich sollte die Ehre, aber nicht das Vergnügen haben, die nähere Bekanntschaft dieses hohen Herrn zu machen.



Worauf die Holländer nach ihren Gewehren greifen und diese auf Schill abfeuern.

Wie gesagt, während der glorreichen Revolution war alle Lage etwas los gewesen. Da kamen eines Tages die Helden der Freiheit aus der benachbarten großen Stadt und brachten außer Mordskräusen ganze Ballen großer, roter Plakate mit; dazu Pinsel und Kleisteröpfe, und unser Herz hüpfte vor freudiger Erwartung hoch. O, wer so glücklich wäre, einen von diesen Pinseln und Papphasen zu erobern, wer diese herrlichen roten Papiere ankleben durfte!

In unserm Dorf lebte damals ein heruntergekommener früherer Metzger, genannt der Metzgerle. Für diesen Mitbürger nun brach mit der Revolution unermutet eine goldene Zeit an. Da gab's heut da, morgen dort zu saufen für die Freiheit, zu krakelen fürs Vaterland, zu drohen und zu stehlen für den Magen; der Kerl führte verwegene Redensarten: Alles Hab und Gut werde jetzt „gebeelt.“ Die reichen Leute, die sich widersetzten, also vielleicht der und jener im Dorf, kämen an den Laternenpfosten. Und nach einigen Jahren, wenn die Patrioten ihren Besitz wieder verlorst und die Schinder wieder Reichthum angehäuft hätten, so würde wieder gebeelt und so weiter. Ja, das Metzgerle spielte mit seinem Maul plötzlich eine große Rolle, und auch herzhaftere Leute fürchteten sich vor ihm, weil sie ihn für einen verwegenen Kerl hielten, was er freilich nicht war. So konnte der Strolch mit einigen andern seines Gelichters eine Art von Schreckensregiment im Dorf ausüben. Die Schlingel redeten gleich vom Häuseranzünden, wenn man ihnen nicht zu Willen war, nicht Bier bezahlte, Mehl und Speck verkaufte — natürlich auf Borgs. Als es dann freilich hieß, die Preußen kämen und würden der Revolution ein Ende bereiten, da begann der Stern des Metzgerle langsam zu erbleichen, wie der Morgenstern, wenn die Sonne kommt. Doch suchte er sich einen guten Mut und andern einen tüchtigen Schrecken zu machen, indem er in allen Kneipen und auf allen Gassen die Preußen Lumpengesindel und elende Feiglinge nannte, Knechtpack, Sklavenseelen, die vor unsern begeisterten badi'schen Freiheitshelden sofort ausreißern würden. Wenn sie aber doch einmal in unser Dorf kämen, so werde er kurzen Prozeß machen: den ersten, der das Dorf beträte, werde er niederschießen wie einen Hund. Das schrie er hundertmal, und wir glaubten's ihm wohl. Denn der Metzgerle schien uns eine gewaltige Person, und wir haben erzählt uns mit Schauern von seinen Meinungen, Reden und Taten. Wir überlegten, ob wohl zehn Preußen mit dem kühnen Metzgerle fertig werden würden, und probierten es sogar, indem einer den Metzgerle markierte, zehn die Preußen. Unser Landsmann siegte stets.

Dieser Mitbürger hatte früher vom Revolutionskomitee auch das Anschlag der Plakate zugeeilt erhalten. Er rasselte dann mit seinen blechernen Schmiertöpfen und schrie: „Alleh her, ihr Buwe, mir wie alleh, un do hot jeder en Benschel un en Haffe, un jest mir wie angebabbt wie 's Dunnerwetter für die Freiheit. Aber, daß mer keener sei Nochnas dazu

habbt, sonst hebt die Schmeer net. Un hebe muß es. Bis uf de jüngste Tag solle die Tyranne davor zittere!“

Wir hätten den Metzgerle umarmen mögen. Wie hungrige Wölfe über die Beute, so fielen wir über die Schmiertöpfe her. Nach kurzem und hartem, aber siegreichem Kampf mit der Konkurrenz war ich im Besitz eines Pinsels und Topfes.

Nun aber los! An allen Hofstören klebte ich die Flammenschrift der Freiheit an. „Mitbürger! Deutsche Männer! Die Augen der Welt sind auf unser kleines Volk gerichtet. Ja, Mitbürger! Deutsches Volk, Europa!!! Wir haben es gewagt. Die ehernen Würfel des Schicksals sind gefallen. Siegen oder Sterben!! Tod oder Freiheit!! Hier stehen wir! Wir können nicht anders!! Der Gott der Freiheit helfe uns!!! Gebrochen sind schon die Ketten der Sklaverei, verjagt die Tyrannen, das Blut unserer Brüder, das heilige Opferblut dampft bereits gen Himmel, dem Gotte der Freiheit ein süßer Geruch!!“ usw. Zwar muß ich zu meiner Schande gestehen, daß ich damals mir nicht die Mühe nahm, auch nur ein einziges Plakat zu lesen. Ich war mit Ankleben zu sehr okkupiert, sah auch den Nutzen des Lesens nur insofern ein, als man den langen Stecken von Meister Trummhold dann weniger zu fürchten hat, wenn man lesen kann. Wo aber der Stecken ferne ist, da sei auch das unbefugte Lesen ferne. Also ich klebte die Zettel seelenvergnügt an die Hof- und Scheuertore unsrer Gass'. Die, welche mit uns befreundet oder verwandt waren, bekamen zwei Plakate, mein Vate sogar vier (ich hatte ihn besonders lieb); unser Hofstör wurde auswendig mit fünf Plakaten besetzt, inwendig ganz tapeziert, das Scheuertor innen und außen, sogar der Brunnenstock und schließlich das heimliche Gemach hinten am Stall. Mein Vater war ein guter Mann, der an mir große Freude hatte — damals noch — und mich mit Lachen gewähren ließ. Meine Mutter schalt zwar auf die Schmiererei, der Vater aber tröstete sie: der Regen werde schon wieder alles abwaschen.

So schmierte ich denn drauf los, bis mein Kleister alle war. Wäre ich damals Weltregent gewesen, ich hätte das Unversium eigenhändig mit roten Papieren vollgellebt.

Das war einstweilen gut, und die roten Papiere bereiteten mir jeden Tag unendliches Vergnügen, zumal da sie gar nicht rasch abgewaschen wurden. Aber als wir eines Tages wieder draußen im Felde arbeiteten, sagte mein Vater plötzlich sehr düster: „Sucht einmal, da kommt was die Landstraße herunter. Was ist das?“

Wir schauten hin: eine lange Staubwolke, darin hin und wieder Reiter, blitzend wie feurige Cherubim und Seraphim: „Es sind preußische Kürassiere! Jetzt aber heim, jetzt hat die Revolution ein End'. Jetzt gibt's Einquartierung! Die Preußen verstehen keinen Spaß.“

Wir stiegen eiligst auf den Wagen und rasselten noch vor den Kürassieren ins Dorf ein.

Bis die zwei stolzen Schwadronen langsam ins Dorf rückten, war ich schon bei ihnen. Vor dem Rathhaus hielten sie. Die Reiter schauten sich nach allen Seiten hin fröhlich um und lachten erwartungsvoll. Kein Mensch konnte ahnen, was es da zu lachen geben sollte.

Ein riesiger Wachtmeister stieg vom Pferde und ging auf eine alte Frau los.

„Na, Mutter, sagen Sie man, wo jeh't's hier bei det Mehjerle? So heeßt et doch woll, det alle Karnallje? Wat?“

Die Frau verstand kein Wort. Sie zweifelte, ob das überhaupt Christen seien, die so türktisch redeten.



Wir schauten hin: eine lange Staubwolke, darin hin und wieder Reiter.

„Na, Muttschen, Sie haben woll etwas Leig in die Ohren? Was? Wo wohnt det Mehjerle? det Mehjerle! det Meh - jarr - le?“

Weil er immer die Silbe „jarr“ betonte, verstand ihn die alte Frau immer noch nicht. Dagegen ging mir ein Freudenlicht auf: das ist der Mehjerle. Klopfenden Herzens, über meine Kühnheit selber am meisten erstaunt, rief ich: „Dort wohnt der Mehjerle.“

„Na, mein Junge, so zeig' mir mal eben sein Haus.“

Nie in meinem Leben war ich stolzer und war ich von meinsgleichen beneideter als in diesem Augenblick, wo ich dem Wachtmeister vorausging auf des Mehjerles Palais zu. Ich wußte nicht mehr, lief ich auf dem Erdboden oder schwebte ich im Himmel. Hintennach behaupteten die Buben, ich hätte dort so patzig dreingeschaut, daß sie mich deswegen gelegentlich noch verhauen mußten. Es war aber nicht wahr. Ich war nicht patzig. Ich war . . . ich weiß nicht mehr, wie mir war: Etwa so, wie dem siegreichen Kaiser, der in seine Residenz triumphierend einzieht, hunderttausend Augen auf sich gerichtet fühlend.

Also der Riese Goliath Wachtmeister ging auf das Häuschen zu, das ich ihm zeigte. Es hatte blutrote

Türpfofen wie die der Kinder Israels in der Passahnacht. Der Mann rüttelte an der roten Haustür. Das marode Häuschen zitterte wie daheim unser alter Schweinestall, wenn der Eber am Pfofen seinen Buckel reibt. Was wollte der verwegene Reiter wohl vom kühnen Mehjerle? Das geht nicht gut aus, wenn der Mehjerle zornig wird.

Eine leise Ahnung ging mir doch auf, daß die Sache für letzteren einen tragischen Hintergrund habe; daß des Mehjerles große preußenmörderische Aussprüche den Kürassieren verraten wurden und daß jetzt die kalte Rache nahe. Der Wachtmeister rüttelte indessen das Häuschen munter weiter, wie wenn's ein Pflaumenbaum wäre, die Dachziegel Pflaumen und er wollte sie herabshütteln und verzehren.

Aber nichts im Palais Mehjerle rührte sich. Der Kommandeur der belagerten Feste kam weder selbst, noch schickte er einen Parlamentär.

Der drohende Riese wurde jetzt ungeduldig und er erhob seine Stimme. Ein Stimmchen, so dünn, hoch und fein kam aus dem dick umbarteten Mund, daß wir uns wunderten, wie es überhaupt durch den schwarzen Wald durchbringen konnte. Des Mehjerles gewaltiges Wirtshausmaul war gegen dieses Stimmchen wie Gewittertosen, Schladendonner, Löwengebrüll gegenüber dem Anferluf.

„Mehjerle, Mehjerle,“ piepste der Riese, „die Preußen sind nun da. Ich möchte jerne von Sie totgeschossen sind. Machen Sie doch man die Bude uf und schießen Sie mir jefälligst tot. Nann, Männeten, wird's bald? Mehjäärle, he!“

Wir Buben, denen das Mehjerle stets als ein großer Held erschienen war, zitterten doch für das Leben des Preußen. Seht acht, er schießt aus dem Schlüßelloch — und bums, da liegt der Preuß. Aber unsre herzklöpfenden Befürchtungen zeigten sich als durchaus eitel, denn der Mehjerle ließ sich in seiner Festung mit nichts merken. Er machte keinen Ausfall, und bombardierte auch nicht aus den Schießscharten oder hinter den Fensterläden hervor. So wurde die Festung also gestürmt, das heißt die Haustür mit der Schulter eingedrückt und die Besatzung inwendig angegriffen. Im Mehlkasten auf dem Speicherlein fand der Wachtmeister den Feind sehr bald, denn dieser hatte in der Angst den Deckel zugeklappert und bekam nun keine Luft mehr, so daß er trotz der sporentörenden und säbelkrassenden Gegenwart des Wachtmeisters den Deckel lüften mußte. Er war also wirklich entdeckt in des Wortes wörtlichster Bedeutung. Wenn aber der geneigte Leser fürchtet, es werde sich nun in der dunkeln Speicherecke ein Männerkampf auf Tod und Leben entspinnen, der irrt sich sehr. Sondern als der Mehjerle durch die Deckelritze sah, mit welchem Ungeheuer von Mensch er es zu tun habe, klappte er schnell wieder zu. Denn er wollte lieber noch ersticken, als diesem Mordskerkel in die Hände fallen. Der Wachtmeister aber, als er sah, was da für ein kläglich Kerlchen in dem Kasten klemmte und das angstvolle Gesicht herausstrakte wie eine Schnecke aus ihrem Häuschen, hob

schachte den Deckel ab, packte das Metzgerle hinten im Genick am Kock und hob ihn heraus, wie man eine Auster aus der Schale hebt. So schob er ihn vor sich her die Treppe hinab und über den Rathausplatz. Ich muß sagen, daß es mir im Herzen recht weh tat; wenn man in der Jugend ein gutes Herz hat und einmal mit Ehrfurcht an einer heldenhaften Person hinaufschaute, und sei's auch nur der Metzgerle, so schneidet es schmerzlich in die Seele ein, wenn der kindliche Autoritätsglaube erschüttert wird. Und das war hier gründlich der Fall. Denn der süßne Metzgerle sah aus wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird. So schlimm war es nun zwar nicht, wenigstens lachten die Reiter, daß sie fast vom Pferde fielen, als der Unglückswurm vor den Rittmeister geführt wurde. Nach kurzem Verhör kam er in Arrest, später auf Festung. Oft erzählte er, das sei die schönste Zeit seines Lebens geworden, denn auf der Festung habe er wieder meßgen dürfen und sei hoch angesehen gewesen, sogar beim General. „Metzgerle,“ habe der oft gesagt, „du bist ein Hauptkerl, ein Kerl wie ein Pfund Wurst!“ Doch soweit sind wir noch nicht. Als die Reiter endlich sollten in die Quartiere verteilt werden, entdeckte der kommandierende Rittmeister zufällig die roten Plakate, die ich an die Hofstore geklebt hatte.



Am Weisthoren auf dem Speicherein fand der Wachtmeister den Feind.

Ich bemerkte es und dachte, nun noch ein besonderes Lob und Prämium zu kriegen für die festlich schöne Ausschmückung der Dorfstraße. Das Herz hüpfte mir wieder vor Freuden hoch. Aber es geht im Leben oftmals ganz anders, als man denkt. Denn der Rittmeister ritt direkt auf das Hofstor meines Vaters los und begann die großen Buchstaben und Ausdruckszeichen zu studieren.

„Donnerwetter,“ sagte er, „das ist ja ein ganz verfluchtes Freischärlernest. Na, denen wollen wir's austreiben. Wachtmeister.“

Der Riese, der unsern tapfern Metzgerle so siegreich überwunden hatte, galoppierte heran und fragte: „Zu Befehl, Herr Rittmeister.“

„Sehen Sie hier diese roten Dinger? Hier ist eins, hier zwei, hier vier, Donnerwetter nich noch einmal, dort fünf. Soviel Plakate an den Toren, soviel Mann und Pferde ins Quartier. Abbrechen.“

Ich war glücklich! Wir bekamen fünf Mann, fünf Pferde, der gute Pate vier. Der wird mir dankbar sein bis in seinen Tod und wird's mir herrlich lohnen, im Testament lohnen (er hatte keine Kinder und war daher doppelt geliebt), daß ich ihm zu solchem Vergnügen verholsten habe! Freudestrahelnd flog ich barsfuß voraus, der ganzen Gasse und besonders dem lieben Vater die frohe Kunde zu bringen: fünf Mann, und was für Kerle, jeder steckt in einem Eisenhasen oder in einem Ofen, wahrscheinlich um zu heizen, wenn es sie auf dem Gaul friert. Und fünf Säule! Andere kriegen nur zwei oder gar nur einen.

Mein Vater fiel fast in Ohnmacht. Die Jahre waren knapp, das Futter rar. Er zog schnell den Kock an und wollte aufs Rathaus. Aber da kamen auch schon die fünf Kerle in den Hof übers Pflaster getrappelt und an ihrer Spitze — o Entzücken — der wohlbekannte Wachtmeister mit dem langen Bart. Welch eine Wonne lag in der Hoffnung, mit diesem Manne nun unter einem Dach zu wohnen und näher bekannt zu werden.

Mein Vater wollte gegen die fünf Gewappneten protestieren, aber der Wachtmeister sang mit seinem hohen feinen Zwergstimmchen: „Lassen Sie man, verehrtestes Männeken. Wir sind im Krieg, verstehen Sie? Und wie jetan, so geföhnt. Je mehr Plakate, je mehr Soldaten. Nu jeben Sie mich Hafer, Heu und Stroh, aber nich zu knapp, sonst werden wir selbstn sehen, wo et liegt; Ihre Ackermähren, wenn Sie welche haben, stellen Sie man jefälligst in der Scheune und machen uns mittenmang Platz für die Ferde. Aber rasch, Männeken.“

Mein Vater brummelte heimlich, was ihm der Geist eingab, hielt aber doch für geraten, zu folgen. Bald war alles untergebracht.

Der Wachtmeister hatte, wie ich beobachtete, schon lange mit Stauern die vielen Plakate im Hof betrachtet, aber noch keins gelesen. Nun gelüftete es ihn aber, nach dem heimlichen Gemach zu gehen, welches hinter dem Stall ist. Und da der Mensch in dieser geruhigen Stimmung bekanntlich alles liest, was ihm irgend in die Hände fällt, und wenn's auch ein Versteigerungsprotokoll ist und er's schon seit acht Wochen täglich gelesen hat, so las auch der Wachtmeister jest meine Plakate. Donnerwetter, kam der mit einem roten Kopf heraus. Der Knecht trat gerade aus dem Stall.

„Hör mal, du Lämmel,“ rief er dem Knecht zornig zu, und ich merkte, daß diese hohe, feine Stimme

durch den ganzen großen Hof drang wie eines Messers scharfe Schneide, „hast du den tollen Unsinn da überall anjellebt?“

„Was?“

„Nach die Ohren auf, du Rindsvieh, und stell dir ordentlich gerade hin, wenn ich mit dich rede, oder det olle Donnerwetter soll dir rejieren. Na ja, hast du det anjelleppst?“

„Nm,“ sagte der Niklaus, schüttelte den dicken Kopf und deutete auf mich: „der do.“

„Komm mal her, mein Sohn.“

„Wirklich? Mein Sohn?“ wendete er sich zu mir.

„Ja,“ sagte ich stolz.

„Doch die andern in der Gasse?“ . . . „Ja, alle.“

Das Ungeheuer lächelte wieder: „So, sehr scheen, mein Sohn.“

„Aha, dachte ich, jetzt krieg' ich das Lob doch noch.“

„Aber, lieber Junge, kannst du ooch lesen?“

„Ja. Geschrieben und gedruckt.“

„Na, det is ja sehr scheene. Hasto ooch jesehen, wat uf die verdammte rote Zettels da druf jedruckt steht?“

„Nein.“

„So.“ Und der Lange griff an sein rechtes Bein und zog eine gewaltig bieglame Reitpeitsche aus dem himmelhohen Stiefel. Mir wurde sehr bang, als ich das Instrument sah, und gerne hätte ich jetzt auf mein Lob und alles Weitere verzichtet. „Nu, merke dich, mein lieber Sohn, was ich dich sagen tu. Du sollst in deinem Leben nicht reden, wat de nich verstehst. Und du sollst in deinem Leben nicht unterschreiben, wat de nich jesehen hast. Verstehst du? Und sollst ooch nicht an die Wand kleben, wat de nich kennst. Verstehste?“

Ob ich verstand! Aber die Antwort hat der Riese nicht mehr abgewartet, sondern er gab seinen Ermahnungen einen praktischen Kommentar — Kommentar überflüssig; er zog mich, ohne um meine gütige Erlaubnis zu fragen, über das linke Knie und hieb mir den Ablativ windelweich.

„So, mein Junge, und nu bist du um eene Erfahrung reicher.“

O, an Erfahrungen wurde ich an jenem Tag reich wie ein Rothschild. Ich machte die Erfahrung, daß auch mein Vater mich noch durchhieb, als er erfuhr, in welchem mathematischen Verhältnis die Kürassiere verteilt wurden. Ich machte die Erfahrung, daß mein vierfach ausgezeichnete Pate auf den Hof stürmte und mir in die Haare fuhr, daß all unsere teure Verwandtschaft, der ich die Ehre eines doppelten Fremdenbesuchs verschaffte, mir ewige Feindschaft schwur, und daß mich schließlich die Mutter ins Bett schmiß, damit ich nicht von unserer empörten Sippe totgeschlagen wurde. Und um diese reichen Erfahrungen wollte mich nicht einmal jemand beneiden!

Was nützt mich aber ein Besitz, wenn nicht andere sich ärgern, weil ich ihn habe?

So waren ich und der Metzgerle an diesem ereignisvollen Tag sehr zu bedauern, wenn's auch niemand tat als — bei mir — meine gute Mutter.

Mit dem Kürassierwachtmeister aber sind ich und

mein Vater doch noch gut Freund geworden. Es war ein trefflicher Mann und Soldat. Und ich ah hernaoh oft heimlich Kalk, daß mir übel wurde, weil ich gehört hatte, zur Knochenbildung brauche der Mensch besonders Kalk und Phosphor. Und ich wollte Knochen bekommen so lang, daß ich auch einmal ein Kürassier würde. Phosphorstreichhölzchen waren damals gottlob bei uns noch nicht gebräuchlich. Ich hätte sonst die Köpfschen abgeknabbert und übles Unheil angestellt.

Die Bibliothek der Bäuerin.

Der alten Bäurin Bibliothek ist hinter Dem Stubenherd, in einer Mauernische. Dort liest sie auch; sie sitzt dort warm im Winter,

Und legt zu alten Schriften manche frische, Ein klein Gebetbuch liegt in diesem Spalte. Der Einband hat das Prefsgold längst verloren,

Und braungegriffen sind die Blätteröhren, Doch gerne trägt zur Messe es die Alte.

Das Büchelchen hat ihrer Sammlung schönen Beginn gemacht in fernen jungen Tagen; Dann, Bauers Frau, erhielt sie von den Söhnen

Und Töchtern Briefe: Bitten, Fragen, Klagen. Die Käthe steht in Dienst auf einem Gute; Sie schreibt ihr oft. Zu Neujahr und zu Pfingsten

Schreibt Peter auch; jedoch vom Franz, dem Jüngsten, Hat einen Brief sie nur, besetzt mit Blute. —

Geschrieben mit dem Naß der Schlachtfeldswunde,

Ist er ihr teurer, wie ihr eignes Leben; Der Mutter hat der Sohn in letzter Stunde Des Sterbens eine Nachricht noch gegeben. — Es ruht der Hof. Im Schlaf liegt das Gesinde.

Die alte Bäurin aber sitzt noch hinter Dem Herd und liest und liest — indes der Winter

Ans Fenster flocken wirft und kalte Winde. —
Mandauer.

Es gibt Menschen, die auf die Mängel ihrer Freunde sinnen; dabei kommt nichts heraus. Ich habe immer auf die Verdienste meiner Widersacher achtgehakt und davon Vorteil gezogen.

Goethe.

So lange Menschen leben, wird neben dem Denker, der den Wandel der Gestirne berechnet, der Hirtenknabe stehen, der ihres goldenen Glanzes sich harmlos freut; und weit, wie die Gedanken dieser beiden, werden auch die Wege des Glückes auseinandergehen.

Crellsche.



Die drei Brüder.

(Ein Märchen aus Tausendundeine Nacht, welches man auch heute noch erleben kann.)



„Unglücklicher Fremdling! Kommst Du hierher, um unser Glend zu vermehren und Dich selbst zu verderben?“ so rief der

Torwächter der gewaltigen Kalifenstadt, ein verhungert und verhärtet aussehender Mann, einem Reisenden zu, der auf schmuckem Köhlein Einlaß in die Stadt begehrte. Verwundert fragte dieser, was denn hier los sei, und erhielt die Antwort: „Gewiß kommst Du von weit her, o Fremdling, daß Du nicht weißt, welches Unglück das Reich unseres allmächtigen Kalifen und unsere Stadt betroffen hat; obgleich der Gott Mohammeds seine Sonne wie früher über uns leuchten läßt, obgleich die gütigen Geister des Himmels uns Regen schicken, wenn wir seiner bedürftigen, so wächst doch unser Korn und unsere Hirse nicht mehr wie früher, und alljährlich von neuem tritt die verheerende Hungersnot ein, die unsere Kinder in schrecklichen Seuchen dahinrafft, und unsere besten Krieger macht- und wehrlos unseren Feinden ausliefern!“ „Und habt Ihr denn niemals ein Mittel gegen diese Plage versucht?“ fragte der Fremdling. „Beim Barte des Propheten, doch! schon jahrelang war unser Land verflucht, da ließ der Beherrscher der Gläubigen, Allah segne ihn, verkünden, daß er demjenigen seine Tochter zur Frau geben wolle, dem es gelänge, die bösen Geister zu bannen. Aber alle Mittel, die versucht wurden, haben nicht geholfen, und wir müssen weiter hungern.“ Der Fremde hatte der Erzählung des Torwächters mit Spannung gelauscht und forderte ihn auf, weiter und ausführlicher zu berichten, wie sich alles zugegetragen. Und er hörte nun, daß zunächst Priester und weise Leute gekommen seien, die durch Gebete und Sprüche den Damm hätten lösen wollen. Alles war umsonst gewesen, und der Kalif und das Volk verzweifelter denn je. Zuletzt seien zwei Fremdlinge aus dem Abendlande gekommen, jeder mit einem geheimnisvollen Sack. Sie hätten sich zum Kalifen führen lassen, und jeder hätte erklärt, durch den Inhalt seines unerschöpflichen Sackes die Not aufhalten und das Land wieder so reich und glücklich machen zu können wie vorher. „Wie nannten sich die Leute,

und was haben sie erreicht?“ schrie aufgeregt der Ankömmling. „Kennst Du jene beiden, dann beklage sie aufs tiefste; der eine nannte sich Phosphor, und der andere hatte gleichfalls einen für unsere Ehren fremden Namen, nämlich Stickstoff. Sie beide schmachten im Kerker, weil sie nicht vermochten, ihren Versprechungen die Tat folgen zu lassen. Der eine, Stickstoff, hatte erklärt, er könne das Getreide so hoch wachsen lassen, wie noch keiner hier im Lande es gesehen hätte; der andere hatte gesagt: „Was nützt es Euch, wenn das Getreide hoch steht und die Aehren sind leer!“ und hatte versprochen, Getreidekörner wie Haselnüsse zu liefern. Der weise Kalif übergab jedem eine Provinz, in der er die Wunderkraft seines Sackes erproben sollte. Und richtig, nach einem Jahr hatte Stickstoff Halme erzeugt, höher als ein Mann, und die Getreidekörner, welche Phosphor hervorgebracht hatte, waren groß wie Haselnüsse. Doch im zweiten Jahre waren Körner und Halme wieder kleiner, und im dritten war das alte Glend, die Not und Pestilenz wieder da. Da wurde der Kalif zornig und ließ die beiden ins Gefängnis werfen, wo sie jetzt noch in Gesellschaft mit Schlangen und giftigem Gewürm ein trauriges Dasein führen.“ „D führe mich zum Kalifen!“ rief der Fremde. „Unglücklicher, Du wirst Dich ins Verderben stürzen; was willst Du tun?“ Aber der Fremdling ließ sich nicht warnen; er wurde vor den Thron des Kalifen gebracht und sprach, sich tief verneigend, also: „Beherrscher der Gläubigen! Ich habe von dem Glend gehört, das in Deinem Lande herrscht, und ich will Dir helfen.“ Der Sultan aber sprach: „Hast Du auch gehört von jenen Abendländern, die in meinem Gefängnis schmachten! Sie kamen so aberwitzig wie Du hierher. Willst Du das Los von jenen teilen?“ „Wie Allah es will!“ antwortete der Fremde, „schenke jenen beiden die Freiheit, und ich will mit ihnen zusammen Dein Land erretten. Jene sind keine Betrüger, wie Du wohl geglaubt hast, aber sie sind unklug gewesen; Selbstsucht und Uneinigkeit haben sie in das Unglück getrieben. Wenn es Dir gefällt, o Herr, so will ich Dir ihre Geschichte erzählen, die zugleich die meine ist: Es war einmal im fernen Abendland ein Kaufmann, dem eine gütige Fee einen Talisman geschenkt hatte, welcher aus drei Zaubersäcken, deren Inhalt unerschöpflich ist, bestand. Er brauchte nur aus jedem dieser drei Säcke etwas auf das Land zu streuen, und der dürste Sand trug hundertsältige Frucht. Als der Kaufmann zum Sterben kam, ließ er seine drei Söhne vor sich kommen, die er der Fee zu Ehren nach den drei Geistern, die den Säcken innewohnten, benannt hatte, übergab ihnen den Talisman und sprach: „Ich vermache Euch gemeinsam diese drei Säcke. Sie verschaffen Euch Reichthum und Ehren, wenn Ihr fest zusammenhaltet und Euch niemals trennt. Der Geist dieses Sackes, Stickstoff genannt, läßt die Pflanzen schnell wachsen; der Geist jenes zweiten, Phosphor, sorgt für große Körner und volle Aehren; der des dritten, Kali, verschafft

der Pflanze Kraft und Gesundheit; er macht das Korn nahrhaft und gibt den Früchten Wohlgeschmack. Keine dieser Eigenschaften können die Pflanzen entbehren, die wir Menschen für unseren Lebensunterhalt bauen müssen. Doch, wehe, wenn Ihr um den Besitz der Säfte habert und streitet und Euch trennt! Nur wenn die drei Geister zusammenwirken, tritt der Segen der gütigen Fee ein, die mir diese Säfte geschenkt hat. Bedenket das!" Nach dem der Kaufmann also gesprochen hatte, verschied er; aber die Söhne waren nicht einig unter sich und gehorchten nicht des Vaters Wort, sondern sie gingen hin und teilten sich in ihre Erbschaft, so daß jeder von ihnen einen Sack bekam. Der erste Bruder bekam denjenigen, dem der Geist Stickstoff gehorcht, der zweite den, der volle Aehren macht, der dritte den, dem der Geist Kali innewohnt. Dieser jüngste Bruder aber bin ich, o Herr! Meine beiden Brüder gingen nun zu den Bauern und versprachen, ihnen mit Hilfe ihrer Zaubersäcke reiche Ernten zu verschaffen, wenn sie ihnen viel Geld gaben. Die Bauern glaubten ihnen und bezahlten sie gut. Als aber ich nun kam, o Herr, und ihnen sagte, die Zauberkraft Kalis sei notwendig, um dem Korn Kraft und Gesundheit zu geben, schickten sie mich fort, weil sie kein Geld mehr hatten. Aber die Wunderkraft des Talismans betätigt sich nur dann, wenn Stickstoff, Phosphorsäure und Kali zusammenwirken, und mein Sack mit dem Geiste Kali fehlte ihnen; so hatten die Bauern nichts von ihrer Ausgabe. Als meine Brüder das nächste Jahr wieder kamen, wurden sie mit Schimpf und Schande davongejagt. Nun sind sie auch zu Dir gekommen, o Nachfolger des Propheten, den Allah segne; doch wieviel weniger noch konnten sie jeder für sich allein erreichen, da die Zauberkraft des Talismans schon versagte, wenn nur mein Sack fehlte!

Wenn Du aber großmütig bist und ihnen die Freiheit gibst, so daß wir alle drei zusammenwirken können, so wirst Du und Dein Land glücklich sein für alle Zeit." Der Sultan sprach: "Hast Du wahr geredet, Fremdling, so sollst Du meine Tochter zur Frau haben; hast Du aber gelogen, so mußt Du sterben!" Er schickte seinen Bezier mit dem Fremden nach dem Gefängnis. Dieser umarmte seine Brüder und sprach: "Liebe Brüder! Erkennt Ihr nun, daß Ihr Unrecht an mir getan habt? Warum wolltet Ihr mich, den Jüngsten, im Stiche lassen? Ihr solltet doch gewußt haben, daß Ihr ohne Kali nichts anfangen könnt. Ich bin jetzt gekommen, Euch zu erretten. Versprecht, mir mit Eueren Säcken beizustehen, dann seid Ihr frei." Und die Brüder willigten gern ein, und sagten: "Wir haben eingesehen, daß wir Unrecht taten, wir wollen in Zukunft zusammenhalten." Die Brüder streuten zusammen aus jedem Sacke auf die Felder, welche nun viel Korn und reichliches Stroh und Obst und Trauben in Fülle gaben. Von jetzt ab war die Hungersnot aus dem Reiche gebannt, und der Kalif war glücklich und wollte dem jüngsten Bruder, Kali, seine Tochter zur Frau geben.

Der aber sprach: "Beherrscher der Gläubigen! Der Gott Mohammeds danke Dir für Deine Gnade. Wir aber können nicht hier im Lande verweilen; Allah will, daß Kali, Phosphorsäure und Stickstoff in allen Ländern Gutes wirken. Ruhe und zur Zeit der Saat, und wir sorgen dafür, daß Dein Korn wächst und Deine Obstbäume gedeihen."

Reich beschenkt zogen die drei Brüder von dannen hochgeehrt und geschätzt bei alt und jung. Und wenn die Zeit der Saat herankam, dann schickte der Kalif seine Boten aus, sie zurückzuholen in sein Reich die drei Brüder

Kali, Phosphorsäure, Stickstoff.

Ein Rezept, um aus einem Apffel 100 Liter guten Haustrunk zu machen, gibt es nicht, aber in dem zwischen Seite 48 und 49 eingehafteten Prospekt ist angegeben, wie man 100 Liter Most aus einem Paket mit dem Apffel des bekannter vorzüglichen und haltbaren Blochinger Apfelmossstoffe von Weiß & Co., G. m. b. H. Blochinger a. N. bereiten kann.

Anekdoten.

Überlistet. Frühchen und Maxchen verzehren ihr Frühstück im Zimmer. Bei einer ungestümen Bewegung — er erzählt gerade von erbitterten Lomahaw-Kämpfen der Indianer — fällt Frühchen sein drohend geschwungenes Butterbrot auf den Fußboden — mit der belegten Fläche ausflatschend. Er hebt es still auf und legt es wieder auf seinen Teller. In diesem Augenblick erschallt von der Strafe her Militärmusik und beide Jungen stürzen an die Fenster. Als der letzte Paukenschlag verdröhnt ist, kehren sie zu ihren Plätzen zurück, um weiter zu essen. Sie reden dabei lebhaft gestikulierend von Soldaten und von Krieg. Als beide den letzten Bissen verschlungen haben, ruft Max freudestrahlend: "An, Früh! Du hast du aber deine Stulle mit all die Fusseln, die dran hatten, jefessen!" — "Nicht zu machen!" erwidert Früh. "Als du am andern Fenster standst, hab' ich die Teller fix vertauscht!" — "Na, det hab' id doch vorher gewußt, daß du die heimlich vertauschen würd'st," entgegnet darauf Max grinsend. "Darum hab' ich mir schon die süßliche Stulle vorhin beim Aufstehen von selbst auf meinen eigenen Teller geholt! Und du hast sie dir nachher wieder genommen! Etisch!"

Die verschmähte Pastete. Ein berühmter Spezialist hatte einen reichen Pastetenbäcker aus Strassburg von einem hartnäckigen Uebel befreit. Eines Tages meldete sich der glücklich Genesene, um dem Doktor zu danken und ihm eine Gänseleberpastete anzubieten. Der Arzt fürchtete, die Annahme des Geschenkes könnte ihn verhindern, ein hohes Honorar zu fordern, und erklärte darum, er habe den Grundsatz, niemals Geschenke anzunehmen;

er begnüge sich mit dem Honorar. Nun erkundigte sich der Essäßer um den Betrag seiner Schuld. „Zwölfhundert Franken,“ war die Antwort. Der Besucher zog nun sein Messer aus der Tasche, zerschchnitt die Pastete, nahm zwei Tausend-Franken-scheine heraus, die in einer silbernen Kapsel sorgfältig verschlossen waren, und bat den beschämten und ärgerlichen Mann der Wissenschaft, ihm acht-hundert Franken zurückzugeben.

Regimentsbefehl. Morgen früh halb neun Uhr wird der neue Militärfriedhof eingeweiht. Den Toten stellt die dritte Kompanie.

Schnell kuriert. Patient: „Herr Doktor, mich beißt's immer am Buckel. Macht das was?“
Doktor: „Ja, das macht fünf Mark.“

Gemütlich. Es ist ziemlich voll im Bierlokal und Herr Hubermann muß an einem Tische Platz nehmen, an welchem schon mehrere Herren sitzen. Im Laufe des Abends passiert ihm das Versehen, daß er seines Nachbarns Seidel erfaßt und einige kräftige Büge daraus schlürft. „Sie, Herr!“ ruft sein Nebenmann, als er es bemerkt, „das ist ja mein Glas!“ — „Ach, das schad't niischt,“ entgegnet Herr Hubermann kordial, „id bin nich eklich! Da können Sie ja nachher mal kräftig eins von meins trinken!“

Verlokkender Ausblick. Der kleine Willi murrte wider sein Geschick, nämlich, daß er schon gar so früh aufstehen soll, um zur Schule zu gehen. „Na, laß man,“ tröstet ihn der Großpapa, „wenn du erst so alt bist, wie ich, dann kannst du auch länger schlafen!“ „Ja! Au, fein!“ stimmt Willi zu, „dann spar' ich ja auch die Zeit zum Haare kämmen und Zähne putzen!“

Aus einer Reklame. Unser neues Haarwuchsmittel Glatzol wirkt so kolossal stark haarbildend, daß mancher bei seinem Gebrauche daneben ein Enthaarungsmittel anwenden muß.

Cau de Benzin. Dame: „Seitdem ich ein Auto habe, brauche ich niemals Parfüm und rieche doch noch weit feudaler!“

Was sollen wir trinken? Diese Frage ist sicherlich außerordentlich wichtig für unser Wohlbefinden und unsere Gesundheit. Getränke, die schädliche Reizstoffe enthalten, können, regelmäßig genossen, einen geradezu verderblichen Einfluß auf Gesundheit und Wohlbefinden der Menschen ausüben. Es ist deshalb im Interesse der Gesundheit entschieden froh zu begrüßen, daß wir in Kathreinners Malzkafee ein Getränk besitzen, das allen Anforderungen der modernen Gesundheitspflege entspricht und dabei mit seinem würzigen, kaffeähnlichen Wohlgeschmack auch auf die Dauer zusagt. Zum Volksgetränk im besten Sinne des Wortes macht den Kathreiner besonders noch sein außerordentlich niedriger Preis.

Dem Mutigen gehört die Welt.

Wie ich Besitzer eines so blühenden Geschäftes geworden bin, wollen Sie wissen? Das ist einfach. Ich hatte die Courage, trotz allem Abreden meiner Bekannten, den Sandberg auf meinem Grundstücke zu verwerfen. Wie ich darauf kam? Nichts leichter als das! Ich las in der Zeitung „Sand ist Gold“ und habe mir gratis die Broschüre No. 259 über Sandverwertung senden lassen. Es stand darin, daß man auf einfache Weise aus Sand und Zement druckstarke, scharfkantige Mauersteine, glänzende wasserdichte Dachziegel, Belagplatten für die Ställe, die Milchklammern, den Hof machen könnte. Man müsse nur die richtigen Maschinen dazu haben. Gleichzeitig las ich, die Fabrik besäße auch eine Zementwarenfabrik. Man könnte dort alle ihre Maschinen in Betrieb ohne jede Verbindlichkeit besichtigen. — Als ich mit eigenen Augen sah, was einfache Arbeiter aus Sand und Zement herstellen können, da wollte ich den Versuch mit meinem Sande wagen. Die Sache war ja gar nicht so teuer. — Prompt traf nach 14 Tagen die Maschine ein, einer der Vorarbeiter der Firma zum Anlernen dazu, und am nächsten Tage machten der alte Wilhelm mit dem langen Fritz die ersten Sandmauersteine. Das war eine Freude. Seitdem geht's Tag für Tag. Hören Sie das taktmäßige Schlagen? Das sind sie. Ich habe ihnen die Geschichte in Akkord gegeben, die Kerle arbeiten wie die Teufel. 4½ Tausend Mauersteine per Tag setzen sie hin. — Wo ich die schönen glasierten Dachsteine herbezog? Späß, selbst gemacht hab' ich sie, aus meinem Sand und Zement. Das glauben Sie nicht? Überzeugen Sie sich! Dort hinten am Fenster steht der Konrad an der Dachziegelmaschine, die ich auch von der Firma kaufte. Sehen Sie, er glasiert gerade den frischgeschlagenen Ziegel. In 4 Wochen können Sie den Ziegel auf Wielands Dach hängen sehen. Sie wundern sich, daß Wieland Zementdachziegel nimmt? Voriges Jahr hat ihm der Sturm seine Scheune mit den alten Bibereschwänzen aufgedeckt. Das von mir mit Zementsteinen gedeckte Schubertsche Stalldach daneben rührte sich nicht. Ich lasse eben alle Zementdachsteine mit der patentierten, billigen Sturmsicherung arbeiten. Wo ich das Inserat gesehen hätte? Aha, Sie möchten wohl auch mit wenig Kapital eine gutlohnende Industrie anfangen? Gut, schreiben Sie an die **Leipziger Zementindustrie Dr. Gasparh & Co. in Markranstädt bei Leipzig**. Das ist die Firma mit den 3 **SAND IST GOLD** Sie ist die größte Kugeln Maschinenfabrik für Sandverwertungsmaschinen, sie arbeitet mit einem Kapital von 1000000 Mk. Voriges Jahr besuchte sie auch der sächsische König Friedrich August. Lassen Sie sich gratis ihre famose Broschüre No. 259 senden. Sie werden der Firma späterhin ebenso zu Dank verpflichtet sein, wie ich es bin.

Martin Horn, Hofbesitzer.